



**GENERATION
ČERNÝ PETR
die 68er
im Osten**

**Kino Krokodil
August – Oktober 2018**

Generation Černý Petr – die 68er im Osten
Filmreihe Kino Krokodil, 31.08.-17.10.2018

OKKUPATION 1968, SZ/ CZ/ BG/ HU / PL 2018, OmdU
– Fr 31.08. um 19:00 Uhr

EIN ABGEBROCHENES GESPRÄCH D 2001
– Mi 12.09. um 19:00 Uhr
in Anwesenheit des Regisseurs Eduard Schreiber

ČERNÝ PETR – DER SCHWARZE PETER, CSSR 1963,
OmdU – Mi 12.09. um 20:15 Uhr

SLNKO V SIETI – SONNE IM NETZ, CSSR 1962, OmdU
– Mi 19.09. um 19:00 Uhr

JAN PALACH UND RYSZARD SIWIEC – PROTEST, TRAUER
UND PROPAGANDA. KURZFILMPROGRAMM
CSSR / DDR / PL 1967-1991 – So 23.09. um 17:15 Uhr
(... Eines Freundes Freund zu sein / Studenti vše v sovětském
svazu – Alle Studenten in die Sowietunion / Ticho –
Schweigen / Ustyszcie mój krzyk! – Hear my cry)

DIE TRÄUME DER 100-JÄHRIGEN. KURZFILMPROGRAMM
SU (Litauen) / CSSR 1965-1973 – Di 25.09. um 19:00 Uhr
(Senis ir žemė – Der alte Mann und die Erde / Kelionė ūkų
lankomisa – Eine Reise durch neblige Wiesen / Šimtamečių
godos – Die Träume der 100-Jährigen / Respice Finem /
Odchádza člověk – Ein Mensch verlässt uns)

WENN ES KEINE BLASMUSIK GÄBE – JUGENDPORTRÄTS
GENERATION 1968. KURZFILMPROGRAMM DDR / SU
(Estland) / CSSR 1963-1968 – Fr 28.09. um 20:15 Uhr
(Barfuß und ohne Hut / 511 paremat fotot marsist – Die besten
511 Fotos von Mars / Sommergäste bei Majakowski / Konkurs
I. Kdyby ty muziky nebyly – Wettbewerb I. Wenn es keine
Blasmusik gäbe)

BILDER EINER ALTEN WELT. KURZFILMPROGRAMM
SU (Litauen) / CSSR 1966-1972 – Do 04.10. um 19:00 Uhr
(Laikas eina per miestą – Die Zeit geht durch die Stadt /
Zakliata dolina – Das verzauberte Tal / Obrazy starého sveta
– Bilder einer alten Welt)

MHE ДВАДЦАТЬ ЛЕТ (I AM TWENTY / ICH BIN ZWANZIG
JAHRE ALT) SU 1965, OmeU – Di 09.10 um 19:00 Uhr

"Dziwny jest ten świat" – CZESLAW NIEMEN. KURZFILM-
PROGRAMM, PL / D 1969-2015 – Mi 17.10. um 20:00 Uhr
(Die kurzen Ferien von 68 / Sukces – Erfolg / Moczne
uderzenie – Big Beat Opus 2 / Wyszedt w jasny, pogodny dzień
/ Postscriptum Niemen)

235.000.000
SU (Lettland) 1967, ohne Dialog – Mi 17.10. um 21:00 Uhr

außerdem: FAMILIE BRASCH D 2018 – täglich ab 16.08.

Sommer 1968, Perspektive Ost, in Erinnerungen

Für diese Beilage zum Kinoprogramm hatten wir Besucher und Bekannte um Erinnerungen an den Sommer 1968 gebeten. Bald darauf erhielten wir Post aus Russland. Darin schrieb unser Freund Mischa: „Lieber Gabriel! Mit Olja diskutieren wir schon den zweiten Tag zum Thema. Leider finden wir im engen Kreis keinen, der sich deutlich erinnert. Die wenigen, die ich befragt habe, erzählen allgemein von ihrer Jugend, Freundschaft, schönen Mädchen und billigem Wodka“.

Als Olja uns wenig später in Berlin besuchte, schien sie unser Anliegen immer noch zu beschäftigen. Sie wollte die Sache nicht aufschreiben, denn immer noch sei ihre Familie von den Auswirkungen jener Geschichte betroffen. Ende der siebziger Jahre hatte ihr Stiefvater als Berufsoffizier in einer westsibirischen Einheit gedient. Bei einem „Freundschaftstreffen“ mit Werktätigen aus dem sozialistischen Ausland kam es beim späten Umtrunk in einem Klub zur Diskussion über die sowjetische Invasion in die CSSR. Die Sache endete mit einer Schlägerei, bei der sich Oljas Stiefvater auf die Seite der tschechoslowakischen Gäste schlug. Wegen dieser Verfehlung wurde ihm die Offiziersehre aberkannt und er aus dem Militärdienst geworfen. Als unehrenhaft Entlassener, ausgestattet mit einem Wolfspass, Olja verwendet diesen traditionellen, auch von Jewtuschenko verwendeten Begriff, fand er nur schwer und nie wieder gut bezahlte Arbeit. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion bemühte sich die Familie um Rehabilitation und beantragte Einsicht in die Militärakten. Sie scheiterte damit in mehreren Versuchen. Zuletzt hieß es, das Material sei verbrannt. Die kleine Rente ihres Stiefvaters reicht gerade zum Überleben. Er will weder über die Ereignisse von 1968 noch über die Folgen der Auseinandersetzung in Sibirien sprechen. Als russische Staatsbürgerin fühlt sich Olja beim öffentlichen Erzählen ihrer Familiengeschichte nicht wohl. Die Namen unserer beiden Freunde haben wir geändert. Die von Mischa zum Thema befragten Bekannten bleiben hier ebenfalls anonym.

Auch in Tschechien ringt heute noch mancher mit Schatten aus der Vergangenheit. Staatspräsident Miloš Zeman weigerte sich, im August 2018 über das Ende des Prager Frühlings zu sprechen. Er finde keinen Grund, die Sache 50 Jahre später zum Thema zu machen.

Leser unseres Programms sehen die Sache offensichtlich anders. Wir waren von der Menge der Einsendungen überrascht und danken allen Autoren ganz herzlich für Mühe, Offenheit und Vertrauen! Ihre Texte erlauben einen weiteren Blick zwischen die Zeilen unseres Filmprogramms. – Gabriel Hageni

Anonym, Interview, Russland im Juli 2018

„1968?... Mir fällt die Währungsreform von 1961 ein, und noch die Kubanische Revolution und die „Kuba-Krise“, die Absetzung Chruschtschows, der Kampf gegen den niederträchtigen Imperialismus, die Befreiung Afrikas von den westlichen Kolonialmächten, der amerikanische Krieg in Vietnam, Gagarins Flug in den Weltraum, sein tödlicher Absturz, die in Paris lärmenden Studenten ...

Ah und dann war noch der Zwischenfall am Ussuri mit den Chinesen...

Nun gut: Frieden für die Welt!... und dann damals immer diese scheiß Politinformationsveranstaltung jeden Montagmorgen...

Felix Reinhard Miels, Berlin Blankenfelde



Sommer 1968: manche hingen ja gern in Cafés rum. Die Leute in Leipzig gingen ins Corso. In Freiberg saß man bei Hartmann. So empfindsamere Naturen waren das, die warteten dann auf Freunde, immer ein Buch vor sich aufgeschlagen, genau so, dass jeder auch den Titel lesen konnte, Hesse, Camus und so was ...

Mir war das zu blöde, einfach nicht meine Welt, mich rumsitzend zu intellektualisieren. Wir hatten immer was vor! Auch wenn es dabei oft einfach nur darum ging, ein Klavier eine Etage höher zu tragen und dort aus dem Fenster zu werfen.

Außerdem hatten wir ja unsere Autos! Hannibal und Bismarck, beide Baujahr 1928. Auseinanderbauen und wieder zusammenbauen. Im Sommer 1967 waren wir damit in Ungarn gewesen, im Herbst dann in Prag. Wegen der Oldtimer und dem noch gesamtdeutschen D als Kennzeichen, hat man uns dort oft für Westdeutsche gehalten. Das Umschlagfoto dieser Mappe zeigt uns beim Camping 67 in Mähren.

Martin Rößler, Berlin

Erinnerung an den Sommer 1968

1968 war ich gerade 14 Jahre und hatte zu meinem Erst-Personalausweis gleich noch eine rosarote »Reiseanlage für den visafreien Reiseverkehr« zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik beantragt und erhalten. Ende Juli fuhren die tschechischen Freunde meiner Eltern im Škoda 1000 MB mit mir bei Zinnwald über die Grenze nach Hořovice, einer Kleinstadt zwischen Praha und Plzeň, wo ich 4 Wochen meiner Ferien mit Tschechischlernen und die Tschechoslowakei Liebenlernen verbringen wollte. So etwas wie Schüleraustausch gab es zwischen den sozialistischen Bruderländern natürlich nicht.

Zwei Höhepunkte des Urlaubs sollten Weltstadt-Besuche werden: Prag und Wien. Den ersten Besuch planten wir laut und ausführlich, über zweiteren wurde ich unter einem Schweigegebot informiert: Bürger der ČSSR durften anstandslos nach Österreich fahren (und nach Paris oder wohin sie wollten, jedenfalls ab Frühjahr oder Sommer 1968), für DDR-Bürger galt das freilich nicht; und scheinbar konnte man auch im Sommer 1968 in der ČSSR nicht allen Nachbarn und Mithörern über den Weg trauen. Wie ich nach Wien gebracht werden sollte, erfuhr ich nicht.

Dann wurden die Menschen immer aufgeregter, und die Diskussionen drehten sich nur noch um die politische Konfrontation zwischen Prager Reform und Moskaus militärischen Drohungen, die ich mangels Sprachkenntnissen kaum verstand. Nach einigen Tagen hieß es: »Krieg. In Prag wird geschossen. Russische Truppen sind mit Flugzeugen bei Prag gelandet, sie laden Panzer aus und besetzen die Stadt. Auch Deutsche sind dabei, 30 Jahre nach der Nazi-Besatzung kommt wieder eine deutsche Armee. Ulbricht ist wie Hitler.«

Es war der 21. August. Dubček wurde nach Moskau entführt, die Reform-Regierung kaltgestellt, das Land von Warschauer-Pakt-Truppen besetzt. Ich lernte damals keine der beiden Städte kennen.

Das Fernsehen sendete nur noch stundenweise aus wechselnden geheimen Orten, bis die Sendeanlage von »den Russen« zerschossen wurde. Im Radio gab es Aufrufe zu passivem Widerstand; da wollten wir dabei sein. Wir malten ein falsches Nummernschild für den Škoda und fuhren nachts an die Ortsausgangsstraßen von Hořovice, um die

Ortsschilder abzuschrauben. Wir mussten suchen, bis wir noch eins fanden. Wir rissen Straßenschilder ab oder machten sie unlesbar. So sollten den umherirrenden Armee-Konvois der Besatzer die Möglichkeiten genommen werden, sich zu orientieren. Es ging die Sage, dass die Okkupanten-Armeen kaum wüssten, wo sie wären; die einfachen Soldaten sowieso nicht. Angesprochen, warum sie die ČSSR besetzten, hätten russische Soldaten geantwortet, sie wären doch zum Manöver in Sibirien, die tschechischen Aufschriften seien nur gemacht, um die Atmosphäre der militärischen Übung echt erscheinen zu lassen.

Auch nachts und ganz geheim schrieben wir mit weißer Farbe und voller Abenteuerlust, Angst und noch fast kindlicher Wut an Hauswände: »Захватчики! Идите домой!« »Okkupanten! Geht nach Hause!« Englisch war noch nicht Mode, obwohl wir den Slogan »Ami go home!« aus der politischen Propaganda kannten.

Dann kamen Gerüchte auf, die Bürger anderer Länder, besonders Polen, Ungarn, Bulgaren und Ostdeutsche, würden interniert werden, um sie geschlossen abzuschleppen. Als Augenzeugen der Besetzung würden sie sicher einer besonderen Behandlung unterzogen werden. Ich weiß noch, dass ich ziemliche Angst hatte, bestraft zu werden.

Da Anfang September meine Aufenthaltsberechtigung ablief und ich wieder in die Schule musste, hatte meine Gastfamilie das Problem, mich zurück in die DDR zu kriegen. Ob es Zugverkehr von Prag nach Dresden gab, war nicht zu erfahren. Ob man überhaupt nach Prag könne, war unklar. Auch hieß es, die Grenzen wären vollkommen dicht. Trotzdem fuhren sie mich am 30. oder 31. August auf gut Glück nach Zinnwald. Sie, das waren der tschechische Familienvater und sein Sohn. Der Sohn wurde mitgenommen zur Sicherheit, denn einen Mann mit Kind könnten sie doch nicht einfach verhaften und verschwinden lassen. Die Parallele zu den 30er und 50er Jahren verstand ich erst viel später. Und konnte auch dann erst ermessen, welche Ängste unsere Freunde umtrieben. Nicht nur, dass sie ihre politischen Hoffnungen verlorenen hatten, – die Erfahrungen ganz massiver Bedrohung von Leib und Leben wurden wieder wachgerufen, der kommunistische Terror war gerademal 15 Jahre vorbei, und seit einer fast nur verbalen Entstalinisierung war der politische Druck immer wieder erhöht worden. Die Schüsse in Prag zeigten, dass Breschnew und Ulbricht die Leninsche Doktrin umsetzten: »Die Kommunistische Partei gibt die Macht unter keinen Umständen aus den Händen, und was als kommunistisch gilt, bestimmen ausschließlich

diejenigen, die diese Doktrin durchsetzen.«

Der Grenzübertritt war problemlos, die Freunde durften mich bis nach Hause, nach Moritzburg bringen. Sie setzten mich am Ortsrand ab und kehrten sofort um, ohne meine Eltern zu sehen. Sie befürchteten, meinen Eltern Schwierigkeiten zu bereiten: Denn wenn jemand im Dorf sah, dass die sich mit Tschechen trafen, diesen politisch Abtrünnigen, wer weiß, was für ein Strick ihnen daraus gedreht werden könnte?

Am ersten Schultag wurde ich gleich nach dem Fahnenappell (das war die quasi-religiöse Zeremonie, bei der die Schulkinder allwöchentlich ihre Unterwerfung unter die kommunistische Ideologie zu bekennen hatten) von meinem Klassenlehrer beiseite genommen, weil er mit meiner christlichen, damit für die Schule antikommunistischen Familie sympathisierte oder aus Angst – das weiß ich nicht. Er bat mich, in der ersten Schulstunde nichts zu sagen. Diese Stunde war der politischen Aufklärung vorbehalten. 1. Thema war: Konterrevolution in der ČSSR. Ich wurde nichts gefragt und sagte nichts. Dann kam das 2. Thema: Ein Mitschüler hatte mit zwei anderen an den Moritzburger Bahnhof dick und weiß geschrieben: »Freiheit für Dubček« oder »Freiheit für die ČSSR«. Sie waren verpöfien worden. Die beiden älteren wurden bestraft, vielleicht mit Schulverweis oder mit Wechsel zu einer schlechteren Ausbildung – ich habe das vollständig vergessen! Der aus meiner Klasse musste vom Klassenkollektiv verurteilt werden für sein konterrevolutionäres Verhalten. Dazu kam wohl auch der Schuldirektor in die Klasse. Die Kinder wurden einzeln aufgefordert, Stellung zu nehmen und sich von ihrem Klassenkameraden zu distanzieren. Ich wurde – soweit ich das heute noch weiß – nur angesprochen in dem Sinn: »Du warst ja dort, hast das ja erlebt. Du weißt, was das bedeutet.« Ich weiß nicht, ob ich mich äußern musste, erst recht nicht, ob und was ich gesagt habe. Die drei Jugendlichen hatten niemanden, der sie unterstützte, ihre Familien waren weder kirchlich noch SED-treu und gehörten auch nicht zum Kreis der handwerklich oder künstlerisch Selbständigen, die es in Moritzburg gab. Der Petzer wurde öffentlich gelobt.

Als 1990 das volkseigene Kombinat Pentacon Dresden seine Fotoapparate-Produktion einstellte und dabei auch dessen Reklametafel vom Moritzburger Bahnhof entfernt wurde, kam darunter deutlich lesbar unter einem kackebraunen Überstrich das »Freiheit für Dubček« oder »Freiheit für die ČSSR« zum Vorschein.

Ivars Seleckis, Riga

Dreharbeiten am Rigaer Meerbusen

In dieser Zeit haben wir den Film „Lomi“ („Der Fang“, 1969, Regie A. Freimanis) gedreht und am Rigaer Meerbusen gelebt. Wir glaubten, dass Veränderungen kommen werden. Wir erwarteten frische Ideen, wie die sozialistischen Strukturen reorganisiert werden könnten, um ihnen ein menschliches Gesicht zu verleihen.

An diesem Abend saßen wir am Meer und nahmen mit einem Kurzfrequenzempfänger Gespräche der Fischer auf, die ihre Netze spannten. Zwischen den Gesprächen stießen wir auf eine Sendung, in der jemand verzweifelt schrie: „Brüder, was macht ihr?“ Aus dem Radio kamen aufgeregte, emotionale Stimmen und Schreie. Wir verstanden, dass tschechisch gesprochen wurde und es wurde uns klar, dass etwas geschah.

Wir stoppten die Aufnahme. Wir hatten das Gefühl, dass ein Krieg oder Aufstand ausgebrochen sei. Wir eilten nach Hause, um mehr Information zu dem Geschehen zu erhalten. Da wir keinen Fernseher hatten, mussten wir telefonieren. Das Gefühl der Gefahr verschwand nicht. Es schien, dass wir unseren Film nicht zu Ende bringen würden und dass sich mit den Ereignissen vielleicht auch die Umstände in Lettland ändern würden. Danach haben alle nur über die Tschechoslowakei gesprochen. Wir litten mit.

Bis dahin hatten wir Kinokontakte mit dem Dokumentarfilmstudio in Bratislava gehabt. Sie kamen zu uns, wir kamen zu ihnen. Wir zeigten unsere Filme, sie zeigten uns ihre. Wir planten sogar eine gemeinsame Co-Produktion. Nach diesem Ereignis brachen die Kontakte abrupt ab.

Der offizielle Standpunkt war, dass die Tschechen Unmenschen sind, da sie ihre Hand gegen den Sozialismus erhoben und dass sie auf jeden Fall aufgehalten werden müssten. Das war Propaganda. Doch das Volk hat es nicht geglaubt, da es Nachrichten auch von anonymen Sendern erhielt, von einem Netz von Untergrundsendern, die andere Informationen über die Geschehnisse weitergaben.

(nach einem Telefongespräch, aufgezeichnet von Elīna Cire und aus dem Lettischen übersetzt)

Wir danken für freundliche Unterstützung bei:



National Film Centre of Latvia



Botschaft der Republik Lettland
in der Bundesrepublik Deutschland

Eduard Schreiber Radonitzer, Wilhelmshorst

Die Beschaffenheit dieses Sommers ist alles andere als glücklich, meine Herren!

Am 21. August 1998 saß ich im Prager Kino *Mat* am Karlovo náměstí, dem einzigen Ort in Prag, an dem noch einmal die Atmosphäre jener Augusttage lebendig wurde. Die neue Elite versuchte die Erinnerung daran klein zu halten, selbst dieser 30. Jahrestag ging, bis auf eine kleine Veranstaltung vor dem Rundfunkgebäude in der Vinohradská, damals „Zentrale“ des Widerstands gegen die Okkupation, ohne Aufhebens über die Bühne. Das erzählte mir am gleichen Abend Eduard Goldstücker, mit dem ich gerade lange Gespräche für einen Film führte.

Der kleine Kinosaal des seit 1995 wieder bestehenden Kinos war bis auf den letzten Platz gefüllt, im Publikum alle Altersstufen, die Atmosphäre erregt. Neben Wochenschauaufnahmen wurde Evald Schorms Film „Zmatek“ (Chaos) gezeigt, der erst 1990 nach seinem Tod fertiggestellt worden war. In jenen Augusttagen hatten die beiden Kameramänner Stanislav Milota und Jaromír Kallista Aufnahmen in den Straßen Prags, in Krankenhäusern und während des 14. außerordentlichen Parteikongreß der KP gedreht, das Material wurde, weil der Film nicht beendet werden konnte, versteckt. Der Film ist ohne Kommentar, es gibt klassische Musik und eine Tonspur mit Ausschnitten aus Diskussionen auf dem Parteikongreß und in der Nationalversammlung. Obwohl die Ereignisse dreißig Jahre zurücklagen, waren die Leute im Saal aufgewühlt. Die Gewißheit des Scheiterns, die Bitternis der Geschichte, die zerschlagene Hoffnung auf einen menschlichen Sozialismus – das alles sprach aus ihrer Stimmung.

Ganz anders war die Stimmung am 1. Mai 1968 in Prag, als der Demonstrationzug den Graben (Na Příkopě) entlang kam. An der Spitze gingen Dubček, Smrkovský, Černý, lachend, gelöst – so schien es mir jedenfalls –, von uns, die wir die Straße säumten, winkend und staunend ob solcher Nähe, begrüßt. Einen solchen Ersten Mai hatte ich noch nicht erlebt.

Der tschechoslowakische Film – der Begriff „Neue Welle“ war damals noch nicht im Schwange – und die junge Literatur erweckten große Hoffnungen. Auch wenn die Ideologiewächter in Ostberlin streng darüber befanden, welche Filme in die DDR-Kinos kamen, verstanden wir, ein paar enthusiastische Cinephile im Leipziger Filmclub im Kino Casino, uns auf abenteuerliche Weise – und wenn auch nur für ein paar

Stunden – eine Kopie aus Prag zu beschaffen, oft mit Hilfe des Tschechoslowakischen Kulturzentrums, das damals in einer Baracke am Bahnhof Friedrichstraße residierte. So waren uns Filme von Jireš, Menzel, Chytilová, Passer, Schorm, Kachyňa, Forman, Jasný, Němec, Brynych, Vlácil, Juráček, dem Regieduo Kadar/Klos, den Slowaken Uher und Jakubisko bekannt.

Auch wenn eine Reise nach Prag mit schikanösen Hindernissen belegt war, war die Stadt mit ihren Kinos und Theatern ein Sehnsuchtsort. Zu den schon damals legendären Inszenierungen im „Divadlo za branou“ (Michel Ghelderodes *Masken aus Ostende* von Otomar Krejča) oder im „Divadlo na zábradlí“ (Jarrys *König Ubu* von Jan Grossman), gehörte auch die Aufführung des Niccolò Macchiavelli-Stücks *Mandragola* im „Činoherní klub“, 1965 von Menzel inszeniert – er selbst in der Rolle des Messer Nicia. Mittlerweile hatte ich ein Gespräch mit Menzel aus „film a doba“ übersetzt, in dem Menzel von dieser Inszenierung erzählt, auch über seinen neusten Film „Ostré sledované vlaky“ (Scharf beobachtete Züge) spricht. Eigentlich sollte Jiří Hálek den Messer Nicia spielen, er brach sich aber bei den Proben das Bein und so sprang Menzel ein. Als ich sah, welche akrobatische Leistung Menzel auf der kleinen Bühne des Schauspielklubs vollbrachte, verstand ich, warum sich Hálek dabei das Bein gebrochen hatte. Mit solchen Akrobatenstücken brillierte Menzel 1968 in seinem Film „Rozmarné léto“ (Launischer Sommer) nach der Novelle von Vladislav Vančura als Wanderkomödiant Arnoštek, der nicht nur auf Händen läuft, sondern auch auf dem Schlappseil balanciert. Im Sommer 1968 läßt Menzel Bademeister Důra (den großartigen Rudolf Hrušínský) in der Flußbadeanstalt bei Regen sagen: „Die Beschaffenheit dieses Sommers ist alles andere als glücklich, meine Herren!“ Und so war dieser Film für sechs Jahre lang die letzte Regiearbeit Menzels. Der glückliche Sommer endete.

Im Juni 1969 traf ich noch einmal Evald Schorm auf der Terrasse des „Café Adria“ am Jungmanovo náměstí. Er war niedergeschlagen, hatte aber den Kopf voller Pläne. Dann trat eine sehr, sehr lange Pause ein, bevor ich wieder nach Prag reiste. Viele der Regisseure waren noch immer im Exil, Schorm 1988 gestorben. Jireš, dessen Film „Křik“ (Der Schrei) den Beginn der Neuen Welle eingeleitet hatte, konnte 1969 seinen Film „Žert“ (Der Scherz) nach dem Roman von Milan Kundera noch in die Kinos bringen, er wurde aber schnell verboten. „Křik“ war für mich damals das Initiationserlebnis für den Eintritt in den neuen tschechoslowakischen Film. In den späten Neunzigern traf ich Jireš zwei- oder dreimal zufällig im „Vinný šenk Vrbovec“, einem kleinen mährischen Weinausschank am unteren Wenzelsplatz beim Grünen Veltliner. Jireš starb 2001, auch der Weinausschank ist verschwunden. Geblieben sind einzig die Filme und die Erinnerung.

Wjatscheslaw Iwanowskij, Minsk

Seit August 1968, dem Jahr, in dem die sowjetischen Truppen in die Tschechoslowakei entsendet wurden, sind 50 Jahre vergangen, seit August 1991, dem Jahr des Zerfalls der UdSSR – 27. Aus meiner heutigen Sicht sind diese beiden historischen Ereignisse miteinander verbunden ...

Aber damals im Jahr 1968, war für mich und meine Altersgenossen, die alle etwa über 20 waren, sowie für die meisten in der kommunistischen Ideologie aufgewachsenen Sowjetmenschen, vieles unklar. Weil wahre und umfassende Informationen fehlten, wurde alles durch das Prisma der sowjetischen Propaganda wahrgenommen. Diese präsentierte die Ereignisse in der Tschechoslowakei im August 1968 nicht nur als gegen den Sozialismus und die kommunistische Regierung gerichtet, sondern auch gegen das gesamte Sowjetsystem, das heißt, gegen die Sowjetunion und ihrer Völker, die 1945 die Tschechoslowakei vom Faschismus befreiten; und als den Drang des Westens "die Einheit der Länder des sozialistischen Lagers, und damit den rechtmäßigen Schutz unserer gemeinsamen Interessen vor den feindlichen Kräften der westlichen Staaten zu schwächen". In allen sowjetischen Medien wurde der Truppeneinmarsch als Antwort des sowjetischen Staates auf die Forderung "gesunder Kräfte" in der Führung der damaligen Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik interpretiert. Überall hatte eine Kampagne für öffentliche Parteiversammlungen in Parteiorganisationen begonnen, an der nicht nur Kommunisten, sondern alle Anwesenden Unterstützung für die militärische Aktion demonstrieren mussten. Denen, die nicht damit einverstanden waren, wurde mit Ausweisung aus der Partei, mit der Entlassung, gedroht. Auf diese Weise wurde die Sichtbarkeit der „Massenunterstützung“ des Truppeneinmarsches in die Tschechoslowakei sichergestellt. Was das Massenbewusstsein betraf, so erzeugten die Ereignisse in der Tschechoslowakei, auch im Angesicht der Lage in der UdSSR, wo der Lebensstandard viel geringer war, eher den Eindruck einer völlig unbegründeten Explosion der Proteste und der Unzufriedenheit des Volkes.

Der Truppeneinmarsch in die Tschechoslowakei beunruhigte wahrscheinlich am meisten die Eltern, deren Söhne in der sowjetischen Armee dienten. Daran erinnerte sich oft meine Schwiegermutter, deren Sohn Boris zu dieser Zeit im Dienst war und zum Kontingent der sowjetischen Truppen in der Tschechoslowakei gehörte. Tatsächlich, gehörte seine militärische Einheit zu den Letzten, die in das Gebiet der Tschechoslowakei einmarschierten, er war

deswegen in keine der Militäraktionen involviert gewesen. Seine Einheit stand lediglich eine Woche im Grenzgebiet, weit entfernt von großen Siedlungen und wurde danach wieder in die Sowjetunion zurückberufen. An diese Zeit erinnert sich Boris nur in wenigen Worten: nach seinen Erzählungen blieben die Soldaten seiner Kompanie die meiste Zeit in ihren Schützenpanzern. Die lokale Bevölkerung hatte sie zunächst mit Vorsicht empfangen, nach einer Weile aber begannen sie, die Soldaten danach zu fragen – "Warum seid ihr hierhergekommen?" und gleichzeitig mit Äpfeln, Pflaumen und Anderem zu versorgen. Es gab keine Vorfälle ...

Für mich persönlich hat sich der wahre Charakter der Ereignisse in der Tschechoslowakei erst später enthüllt.

Im Herbst 1970 arbeitete ich bereits als Regieassistent im Kinostudio „Belarusfilm“, bei dem es meine Aufgabe war, Archivmaterialien für den Spielfilm „Rudobelskaja Respublika“ im Zentralarchiv der sowjetischen Armee in Moskau zu suchen. Und obwohl die Thematik des Filmszenarios mit der Zeit des russischen Bürgerkrieges von 1917 bis 1922 Jahren in Verbindung stand, entdeckte ich zusätzlich zu den erforderlichen Materialien, einige weitere Dokumente über den Einmarsch sowjetischer Truppen in der Tschechoslowakei, den ungarischen Aufstand 1956, den Eingriff der sowjetischen Truppen bei diesem Aufstand und dessen Unterdrückung ... In ihrer Gesamtheit haben diese Dokumente, sowie die Dokumente zu den einzelnen Begebenheiten des Bürgerkrieges, weitgehend meine Einstellung, nicht zum Kommunismus, doch aber zu den Mitteln mit denen die sowjetische Staatsmaschine diese Ideen in den Köpfen ihrer eigenen und dann der anderen Nationen verankerte, beeinflusst.

In den 1971-72 Jahren arbeitete ich als Regieassistent im Filmteam des belarussisch-slowakischen Spielfilms „Morgen wird es zu spät sein“, über den slowakischen Nationalhelden Jan Nalepke. Der Film wurde auf dem Territorium des Filmstudios "Koliba" sowohl in Weißrussland, als auch in der Slowakei gedreht. In dem slowakisch-weißrussischen Filmteam hat sich eine kreative und freundliche Atmosphäre entwickelt, und das obwohl die Ereignisse von 1968 noch sehr kurz zurücklagen. Das Thema des "Prager Frühlings" hatte man versucht, vorsichtig zu umgehen: das Wichtigste war die Arbeit an dem Film.

Parallel zur Arbeit hatten sich nach und nach auch persönliche und freundschaftliche Beziehungen entwickelt. Ich habe mich mit dem gleichaltrigen, 20 Jahre altem Assistenten des Direktors des slowakischen Teams Arne angefreundet. Er sprach gut russisch. Uns hatte nicht nur das Alter, sondern auch

das Interesse für Literatur und Poesie, näher zueinander gebracht. In unserer Freizeit gingen wir oft durch Bratislava spazieren und schwärmten von der Poesie Anna Achmatowas oder Boris Pasternaks. Einmal, als wir in Prag waren, begannen wir über Werke Franz Kafkas zu sprechen. Im Ganzen, sind wir gute Freunde geworden. Wenn die Dreharbeiten dann in der Sowjetunion stattfanden, war ich an der Reihe, Arne meine Lieblingsecken von Minsk zu zeigen. Einige Male fuhren wir zusammen dienstlich nach Moskau.

Kurz vor der Abreise aus Bratislava nach Minsk, hatte Arne mich zu sich nach Hause eingeladen. Er lebte zusammen mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester. Während des schmackhaften Mittagessens unterhielten wir uns viel und mit Freude. Danach rief mich Arne in sein Zimmer – eine gewöhnliche Behausung eines jungen Mannes: Schreibtisch, Bücherregal, ein kleiner Schrank, ein Sofa und eine Stereoanlage. Ich wunderte mich über die leeren Wände. Aber in einer Ecke bemerkte ich mehrere Leinwände mit einfachem Rahmen, die an der Wand lehnten. Auf meine Frage, warum die Bilder nicht an den Wänden hängen, winkte Arne nur traurig mit der Hand.

Danach redeten wir noch lange über alles Mögliche, bis Arne eine große Mappe mit eigenen Aquarellen herausholte, die er, wie sich herausstellte, im Sommer 1968 fertiggestellt hatte. Eine von ihnen hieß „Ein trauriges Lied, oder auf den Straßen fahren Panzer“: hinter einem Fenster, an dem drei Männern an einem Biertisch sitzen, sieht man einen Teil eines sowjetischen Panzers, dessen Kanonenrohr auf die Kneipenwand gerichtet ist. ... Es gab etwa zehn Aquarellblätter ... Ich erinnere mich, dass ich noch von einem Werk sehr beeindruckt war: Im Vordergrund standen zwei sich umarmenden Silhouetten eines jungen Mannes und einer jungen Frau: Ihr Schatten fiel in Kreuzform auf eine riesige, purpurrote Abend- oder Morgensonne.

Arne erzählte mir, er habe die Bratislavaer Kunsthochschule beendet und eigentlich davon geträumt, Künstler zu werden. Doch die Ereignisse von 1968 hatten sein Bewusstsein und sein Leben verändert. Die Aquarelle, die er mir zeigte, waren seine letzten Arbeiten. Er hörte auf zu malen ...

So kam Arne zum Film...

Wir schwiegen lange ... Über die Vergangenheit zu sprechen, in der wir beide, wenn überhaupt, nur indirekt schuldig geworden waren, ergab kaum einen Sinn ... Doch jeder von uns verstand, dass wir diese Ereignisse kaum gänzlich vergessen werden...

Als die Arbeit an dem Film beendet war, verloren Arne

und ich uns nicht aus den Augen, manchmal schrieben wir uns Briefe...

Erst am Heiligabend des Jahres 1988 sahen wir uns in seiner Wohnung in Bratislava zum ersten Mal wieder. Zu dieser Zeit war ich Chefredakteur des Filmstudiums „Dialog“. Für einen neuen Film nach dem Stück von Wladimir Korotkewitsch „Die Mutter des Sturms“, besuchten wir zusammen mit dem Regisseur und dem Produktionsleiter Prag. An einem der Tage rief ich Arne an und wir düstern nach Bratislava, wo wir zusammen mit seiner Familie – seiner Frau und seinen zwei Kindern – einen wunderschönen Tag verbrachten.

Arne hatte die historische Fakultät der Universität Bratislava beendet und leitete zu dieser Zeit eine Gruppe in der Akademie der Wissenschaften, mit der er an einem ethnographischen Atlas der Slowakei arbeitete. Mit großer Freude zeigte er uns die Layouts der einzelnen Seiten.

Mein letztes Treffen mit Arne fand kurz vor der „Samtenen Revolution“ 1989 in Prag statt. Wir beendeten gerade die Arbeit an dem Film „Mutter des Sturms“. Arne riss sich von seiner Arbeit los und wir besuchten für einen Tag Prag ...



Leo Weixelbaum, Berlin Blankenfelde

Mein Sommer '68

August '68, zwei Jahre Physikstudium lagen hinter, und die Semesterferien vor mir. In Berlin den Sommer zu verbringen war keine Option. So hatte sich schon im Frühjahr die Idee herausgebildet, noch einmal das zu wiederholen, was ich im Sommer '67 mit einem Kommilitonen gemacht hatte: Per Autostop aufs Geratewohl ans Schwarze Meer. Die Vorbereitungen waren erfolgreich. Eine Scheinadresse eines bulgarischen Bekannten in Sofia, der aber keine Ahnung von seinem Glück hatte und auch als Reiseziel nie in Erwägung gezogen wurde, war bei der VP akzeptiert worden. Wir hatten das Visum für Bulgarien und die Transitvisa für CSSR, Ungarn und Rumänien.

Los ging es am 8. August, wie so oft, an der Autobahnauffahrt in Alt-Glienicke. Der Start war sehr zäh und wir waren froh, spätabends dann doch in Prag

gelandet zu sein. Die Hauptstadt der CSSR war ja immer ein Anziehungspunkt für Touristen im Sommer. Mit dem "Prager Frühling" wurde es für junge Leute aus dem Ostblock zum Magnet. Hier war plötzlich ein anderer Wind zu spüren. In den Buchläden tauchten deutsche Taschenbücher westlicher Verlage auf, Plakate an den Wänden wiesen im Stile von Psychedelic und Flower Power auf Konzerte und Klubs hin und an uns bekannten Orten lagen "Spiegel" und "Stern", "Süddeutsche" und "Time Magazin" zur freien Lektüre.

Allein wir wollten ja noch bis an das Schwarze Meer und hatten uns deshalb das "Mekka" Prag als Höhepunkt des Rückweges mit einigen Tagen eingeplant. Auch wenn wir ordentlich "Strecke machen" wollten, so ist beim Trampen der Weg immer auch ein Teil des Ziels. Nicht nur die Unwägbarkeit der Route, mehr noch die Erlebnisse auf dem Weg, die Bekanntschaften, kürzer (Minuten) oder länger (Stunden oder Tage), und in so vielen Situationen die Hilfsbereitschaft und überwältigende Gastfreundschaft sind es, die solche Reisen unvergessen machen.

Nach 7 Tagen hatten wir unser Ziel, den kleinen Ort Tschernomarez, südlich von Burgas erreicht und, dank meiner Kontakte aus dem Vorjahr, auch ein erschwingliches Quartier gefunden. Die Ruhephase der Reise (schwimmen, sonnen, flirten) konnte beginnen. Neben dem Sommergegnügen auch immer wieder politische Gespräche, die sich hier doch viel freier führen ließen als daheim, besonders mit unseren tschechischen Strandbekanntschaften, mit dem Tenor der Bewunderung für die dortige Entwicklung. Doch eine gewisse Nervosität der Tschechen war bei allem Optimismus spürbar.

Dann am 21. das jähe Ende des fröhlichen Strandlebens - Schüsse, Tote in Prag. Alles scharte sich um die Transistorgeräte, suchte Radio Wien oder Londoner Rundfunk. Wilde Gerüchte machten die Runde. Viele der Tschechen wollten gleich Richtung Jugoslawien und dort abwarten. Ich dachte an die armen Schweine, die jetzt bei der Armee waren. Der Vergleich mit 1938 bleibt nicht aus. Man fühlte sich sauelend. Und auch die Sorgen, die sich unsere Eltern zu Hause sicher machten, trieb uns um, ohne dass wir die Chance gehabt hätten, diese zu zerstreuen.

Am 26. August machten wir uns auf den Heimweg, noch ohne zu wissen, wie der wohl verlaufen wird. Die als geschlossen gemeldeten Grenzen stellten auch für uns ein Problem dar und, dass wir nicht mehr durch die CSSR dürften, war uns klar. Unter Trampeln verbreitete sich das Gerücht, wir müssten über die SU und Polen nach Hause. Aber Trampeln in der SU, wo man schon für die Reise in eine andere Stadt eine "Rasreschenie", eine Erlaubnis, beantragen musste?

Auf dem Konsulat in Varna wurde uns diese Reiseroute bestätigt und unser Visum auf Sowjetunion und Polen erweitert. Allerdings ging man hier davon aus, dass wir mit dem Zug fahren würden, was wir erst einmal im Raume stehen ließen. Nach Zugfahren stand uns aber nicht der Sinn. Die Chance, auf eigene Faust durch die SU zu trampeln, reizte zu sehr. Eine Straßenkarte von der Ukraine war allerdings nirgends zu beschaffen. Wir hatten nur die von Rumänien und die wird Richtung Norden auch immer aussageunfähiger. Also mehr oder weniger der Nase nach!

Am 30. 8. latschten wir vom letzten rumänischen Dorf, Siret, Richtung Grenze zur Ukraine. Wenige, meist vollbesetzte Autos. Einen kleinen Grenzverkehr von Lieferwagen, die uns oft letzte Rettung waren, gab es hier nicht. Die Grenze zwischen den Bruderländern war martialisch, mit Todesstreifen und Stacheldrahtverhau und als erstes, als wir zu Fuß zum Schlagbaum kamen, blickten wir auch in den Lauf einer Kalaschnikow. Dann allerdings war man überraschend freundlich und als Höhepunkt der

Dienstleistung sorgte ein Grenzzoffizier per Befehl dafür, dass wir von zwei Autos, die je einen Platz frei hatten, bis Tschernowitz mitgenommen wurden. Autostop in der Ukraine war schon seltsam. Während Autofahrer in Deutschland, die niemanden mitnehmen wollten, mit ein bisschen schlechtem Gewissen den Blick fest auf die Straße hefteten, erwiderten hier die Fahrer freundlich unser Winken - hielten aber nicht an. Wir hatten die Gebärdensprache ukrainischer Trampel offensichtlich noch nicht getroffen.

Am nächsten Abend, nur wenige km in Richtung Lemberg waren geschafft, beendete eine Angina mit hohem Fieber unsere Ambitionen. Wir mussten, der Vernunft gehorchend, doch den Zug nehmen. Unser Geld reichte gerade noch für eine Fahrkarte bis Warschau.

Am 3. 9. erreichten wir den Ausgangspunkt unserer Reise und wurden am Schönefelder Kreuz, nach rund 4500 km, dann doch noch einmal von der Volkspolizei mit dem Hinweis "Autostop ist hier nicht gestattet, Bürger" von der Autobahn vertrieben.

Jana Cisařová und Honza Cisař, Mariánské Lázně / Marienbad

In der Nacht zum 21. August 1968 waren die ganze Nacht über Geräusche zu hören. Morgens um 5 Uhr hat die Schwester meiner Mutter angerufen und mitgeteilt, daß die Russen da seien. Im Bekanntschaftskreis wurde telefoniert und beratschlagt, ob man die Kinder in den Kindergarten, die Schule schicken sollte? Am Morgen fuhren Panzerkolonnen durch Marienbad, die Hauptstraße rauf und runter, die Soldaten, das Maschinengewehr im Anschlag.

Die Russen wollten die tschechische Kaserne in Marienbad besetzen, die Tschechen haben sich gewehrt. Die russischen und tschechischen Panzer standen sich gegenüber. Es war eine ernste Situation, zuletzt wurde die tschechische Kaserne nicht besetzt. Später hatten die Russen eine eigene, russische Kaserne. Es gab dann auch eine eigene Stadt für die Offiziere und ihre Familien.

Die russischen Soldaten wußten überhaupt nicht, wo sie sind, in welchem Land, sie hatten Hunger und hielten sich im Wald rund um Marienbad auf.

Ein Freund meines Vaters Honza fuhr in einem Lkw Brot aus. Eines Tages wurde er auf der alten, nach Karlsbad führenden Straße im Wald aufgehalten, von russischen Soldaten, die Maschinengewehre im Anschlag. Er musste aussteigen, sie haben ihn die Hände über dem Kopf haltend in den Wald geführt, zu einer Gruppe von Soldaten, die vor einem Haufen Pilze standen. Er sollte die Pilze in eßbar und nicht-eßbar (kuschat a nekuschat) trennen.

Anonym, Interview, Russland im Juli 2018

„... Ich war seit 2 Jahren aus der Armee zurück, war seit ein halben Jahr verheiratet, und die jagten mich schon wieder zum Militär... Arschlöcher!“

Dr. Klaus Bochmann, Bräunsdorf/Sachsen

Es war in der Nacht einige Tage vor dem 21.8.68, an das genaue Datum erinnere ich mich nicht mehr. Es war bekannt, daß sich in den umliegenden Wäldern sowjetische Militäreinheiten befanden. Tagsüber war nichts von ihnen zu sehen, aber nachts zogen die Einheiten hörbar über die Straßen. Unvorstellbar, daß ein Überfall auf ein sogenanntes Bruderland bevorstand.
Es klingelte an meiner Wohnungstür. Arbeiter aus der circa 3 km entfernt befindlichen Spinnerei, die von der Arbeit kamen, forderten mich auf, zu einem Unfall der Sowjets zu kommen. Ich fuhr also los, die Straße von Bräunsdorf nach Wingendorf geht ziemlich bergab und kurz vor dem Tal macht sie eine scharfe Linkskurve. In der Kurve geht es aber geradeaus mehrere Meter in das Tal des Fließchens Striegis. Auf dem Weg zum Unglücksort fuhr ich an einer Militärkolonne mit LKWs vorbei.

Es war in der Nacht einige Tage vor dem 21.8.1968, an das genaue Datum erinnere ich mich nicht mehr. Es war bekannt, daß sich in den umliegenden Wäldern sowjetische Militäreinheiten befanden. Tagsüber war nichts von ihnen zu sehen, aber nachts zogen die Einheiten hörbar über die Straßen. Unvorstellbar, daß ein Überfall auf ein sogenanntes Bruderland bevorstand.

Es klingelte an meiner Wohnungstür. Arbeiter aus der circa 3 km entfernt befindlichen Spinnerei, die von der Arbeit kamen, forderten mich auf, zu einem Unfall der Sowjets zu kommen. Ich fuhr also los, die Straße von Bräunsdorf nach Wingendorf geht ziemlich bergab und kurz vor dem Tal macht sie eine scharfe Linkskurve. In der Kurve geht es aber geradeaus mehrere Meter in das Tal des Fließchens Striegis. Auf dem Weg zum Unglücksort fuhr ich an einer Militärkolonne mit LKWs vorbei.

Angekommen, lagen am linken Straßenrand, zugedeckt mehrere Körper. Als ich mich auf sie zubewegte, hielt mich ein korpulenter Offizier auf und mit einer lässigen Bewegung in ihre Richtung, sagte er lediglich: „Soldat kaputt“. Sie waren tot. Der LKW war offenbar in der Kurve geradeaus gefahren. Übermüdung der Fahrer? Die Nacht war ziemlich kalt. Der Offizier in eine dicke Uniform gekleidet. Die drei überlebenden Verletzten, junge magere Figuren in dünnem Drilllichzeug. Sie froren. Notdürftig versorgt, brachten wir sie in das Krankenhaus nach Freiberg. Sie wußten nicht, wo sie waren. Nach ihren Worten: gestern noch mit Mascha in Kiew. Im Krankenhaus wurde ein Posten vor die Tür gestellt, Essen und Getränke waren verboten – Furcht vor Vergiftung?

Vergessen werde ich nie die lapidare, gleichgültige Fußbewegung des Offiziers!

Paul V.*, Sachsen

Unser Jahr 1968

Mein Name ist Paul V. und das Jahr 1968 war für mich ein ganz wichtiges Jahr. Denn es war die Zeitspanne zwischen dem Abschluss meines Lehrstudiums, dem Beginn meiner aktiven Lehrertätigkeit und der Hochzeit mit meiner Frau Anne* am Jahresende. Aber es war für mich auch ein Jahr voller politischer Ereignisse mit sehr unterschiedlichen persönlichen Erfahrungen.

Dabei begann eigentlich alles für uns mit einer scheinbar völlig unpolitischen Idee. Wir wollten uns verloben! Aber erstens wollten wir dies noch nicht unseren Eltern erzählen und zweitens hatten wir kein Gold, um uns bei uns Ringe kaufen zu können. Nach gründlicher Überlegung konnte es nur eine Lösung geben. Unsere tschechischen Freunde in Prag, die sollten uns helfen.

Gedacht, getan!

Die freien Tage um den 1. Mai waren für einen Besuch bei Annes langjähriger Brieffreundin für uns bestens geeignet und von den verschiedenen Meldungen über die politischen Fehlentwicklungen in unserem befreundeten Nachbarland wollten wir uns nicht abhalten lassen. Wir wollten alles selbst sehen und wollten es von unseren Freunden erklärt bekommen. Aber hauptsächlich wollten wir ja für uns in Prag schöne Verlobungsringe kaufen!

Wir kauften die Ringe bei einem Juwelier am Wenzelsplatz und steckten sie uns heimlich in der Kneipe „U Kalicha“ auf die Finger, in der schon Schwejk „nach dem Krieg“ seine Saufkumpane treffen wollte. Wir fanden das spannend und schön und waren sehr glücklich!

Aber das Glück war leider nicht vollkommen. Ich machte mir große Sorgen um die Zukunft dieses Landes und um unsere beiderseitige Freundschaft. Denn was ich hier in diesen wenigen Tagen sah und erlebte, konnte, so dachte ich mir, als Sozialismus nicht gut gehen!

Überall sah man Menschen aufgeregt diskutieren oder für irgendetwas Unterschriften sammeln, aber Losungen und rote Fahnen fehlten am 1. Mai. Die Studenten spielten in ihrer Freizeit nicht mehr begeistert Fußball, sondern Rugby und American Football. Gleichzeitig wurde mit original amerikanischen Panzern im Zentrum von Prag ein Film gedreht.

Forderungen nach Reisefreiheit, nach Überwindung des Einparteiensystems und nach mehr Macht und Mitspracherecht der Kirche wurden auf den Straßen und in den Medien offen diskutiert und von Dubček und seiner Parteiführung sogar toleriert und als eigener Weg zum wahren Sozialismus verteidigt.

Das und noch vieles andere, aber auch unsere begeisterten Freunde, verstand ich einfach nicht mehr! Und als wir uns nach 3 aufregenden Tagen bei ihnen bedankten und verabschiedeten, sagte ich zu ihnen:

„Ich wünsche Euch allen viel Glück und hoffe, dass wir trotz allem immer gute Freunde bleiben!“

Auf was für eine harte Bewährungsprobe unsere Freundschaft dann doch gestellt wurde, konnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht einmal erahnen. Denn wer hätte im Mai dieses Jahres schon gewusst, welche dramatischen Ereignisse wenige Monate später unsere freundschaftlichen Beziehungen belasten würden.

Der folgende Sommer 1968 war für uns eine schöne Zeit. Ich hatte mein Studium erfolgreich abgeschlossen und mein Einsatz als Lehrer für Sport und Deutsche Sprache war gesichert und, da meine Verlobte ihr erstes Dienstjahr als Lehrerin gut gemeistert hatte, nutzten wir die restliche Ferienzeit für eine Tätigkeit als Gruppenleiter in einem Betriebsferienlager. Diese Arbeit mit Ferienkindern machte uns immer viel Freude, weil sie immer viel Abwechslung bot und auch gut bezahlt wurde.

Wir wussten, dass sich das Ferienlager in der Nähe von Berlin befindet, konnten aber mit dem Ort Sperenberg nichts anfangen. Also ließen wir uns überraschen und begaben uns auf die Reise nach Sperenberg.

Hier fühlten wir uns gleich sehr wohl, denn die Chemie mit den anderen jungen Kollegen stimmte sofort. Ich hatte die „großen Jungs“ als Gruppe, und in dem Ferienobjekt konnten wir uns bei Sport und Spiel richtig austoben. Dies gefiel natürlich auch den Mädchen und Jungen aus Prag, die im jährlichen Partneraustausch der Betriebe sich mit uns erholen sollten. Vom ersten Tage an spielten unsere deutschen Kinder mit den tschechischen Mädchen und Jungen. Man verständigte sich mit Händen und Füßen, wenn es mit der russischen Sprache nicht mehr gelang, und enge Kinderfreundschaften wurden schnell geschlossen. Eigentlich war es so, wie wir es schon mehrfach erlebt hatten. Und trotzdem war in diesen Tagen etwas anders.

Es lag im wahrsten Sinne des Wortes „etwas in der Luft“! Man konnte sie am Tage sehen und nachts hören, diese riesigen Flugzeuge, die in rascher Folge

bei uns gleich nebenan auf dem sowjetischen Militärflugplatz bei Wünsdorf landeten. Dazu kamen besorgniserregende Meldungen im Radio über die Fehlentwicklungen in der Tschechoslowakei, die die Betreuer der tschechischen Kinder uns gegenüber nicht kommentieren wollten. Wovor hatten sie nur Angst? Etwa vor uns und unserer Meinung? Oder ahnten sie schon Schlimmes? Auf keinen Fall waren sie so ahnungslos wie wir DDR- Betreuer.

Und dann kam der Tag, an dem sich für uns alles änderte. Geweckt wurde ich in der Nacht durch ein endloses Rattern und Rumpeln von Fahrzeugen, die über die Pflastersteine der Dorfstraße rollten. Es waren Kolonnen von sowjetischen Militärfahrzeugen mit Soldaten in voller Kampfausrüstung. Ein furcht-einflößender Anblick! Was konnte das bedeuten?

Folgende sinngemäße Antwort erhielten wir aus dem Radio.

„Eine Gruppe von Politbüromitgliedern der KPC hatte die sowjetischen Genossen um militärische Hilfe zur Verhinderung der Konterrevolution gebeten, und diese Unterstützung wurde ab sofort in solidarischer Gemeinsamkeit der Bruderstaaten geleistet und somit der Weltfrieden gesichert!“

Mein erster Gedanke war: „Nur gut, dass der Frieden erhalten bleibt!“ Welchen hohen Preis unser tschechisches Brudervolk dafür zahlen musste, habe ich damals überhaupt nicht erahnt.

Und mein zweiter Gedanke betraf unsere Gastgruppe. „Was sollen wir ihnen sagen, und wie können wir ihnen am besten helfen?“

Und genau das war das Schwierigste in den folgenden Tagen. Es gab tagelang keinerlei Telefonverbindung ins Heimatland der Kinder. Die tschechischen Betreuer erhielten ihre Informationen auch nur aus den DDR-Medien. Der Westrundfunk verbreitete Meldungen, dass in Prag Panzer geschossen hätten und Menschen getötet worden seien. Das klang ja furchtbar! Aber auch wenn wir das nicht glauben wollten, so blieben doch einige Zweifel bei uns und unseren Gästen. Schnell wurden diese Zweifel zur nackten Angst. Und keiner von uns konnte die Frage beantworten, ob zu Hause in Prag alle noch gesund und am Leben waren.

Wir hatten nur die Möglichkeit, eine Massenpanik zu verhindern, indem wir mit viel Optimismus, stetiger Zuwendung und vielfältigen Ideen die Jungen und Mädchen von früh bis spät umsorgten, betreuten und beschäftigten. So gelang es uns recht gut, die Kinder etwas von ihren Sorgen abzulenken!

Denn erst am 24. oder 25. August gab es dann die ersten Telefongespräche mit den Partnern in Prag, die

die Kinder beruhigen konnten und auch Absprachen über deren Rückführung ermöglichten. Kurz darauf verabschiedeten wir uns mit viel Tränen und den besten Wünschen von unseren tschechischen Freunden und der großen Hoffnung, dass wir in diesem schönen Land mit diesen freundlichen Menschen auch zukünftig gern gesehen sein werden.

Wenn auch Wunsch und Hoffnung oft sehr stark und groß sind, schreibt das Leben immer wieder seine eigenen Geschichten. So auch bei uns! Dieser Einmarsch der sowjetischen Truppen, der von meiner Partei und unserem Staat unterstützt wurde, hatte so tiefe Wunden in die Freundschaft mit unseren Prager Freunden gerissen, dass einige Jahre absolute „Funkstille“ bei ihnen herrschte. Dies konnte ich erst dann verstehen, als ich nach einigen Jahren wieder einmal in Prag war und mir die Einschüsse der Panzer in den Mauern des Prager Nationalmuseums zeigen ließ. Ich war erschüttert und diese Erschütterung sitzt heute noch sehr, sehr tief!

Abschließend möchte ich noch erwähnen, dass unsere Freundschaft diese Krise überstanden hat und nun bereits 53 Jahre andauert, dass wir am Ende des Jahres 1968 heirateten und uns damals zum Jahreswechsel gewünscht haben, dass „das nächste Jahr für uns alle friedlich verlaufen möge“!

Und dieser Wunsch, so meine ich, gilt hier und heute mehr denn je!

*Namen geändert

Jānis Borgs, Riga

Geschmack der Freiheit

1968 blieb als Jahr vulkanischer Aktivitäten, aber auch als Zeit voller Hoffnung und Enttäuschung in Erinnerung. In der Kette aller aufregenden Ereignisse leuchtete der Prager Frühling als hellste Episode auf. Im Rahmen des kommunistischen Regimes wies er sogar als leuchtende Boje auf ein besseres Leben. Alle, die ich in meiner Umgebung kannte, begeisterten sich für die Geschehnisse in der Tschechoslowakei und hofften auf einen Triumph des Reformators Dubček. Darunter waren auch mir bekannte lettische Kommunisten, unter ihnen Genossen höherer Ränge, ungeachtet der massiven und verleumderischen, sowjetischen Propaganda in den Medien. Nur wenige informierten sich über diese schmutzigen Quellen. Denn alle Neuigkeiten über die Entwicklungen in der Tschechoslowakei und der freien Welt empfangen wir über ausländische Sender: BBC, Voice of America, Radio Svoboda oder die Deutsche Welle...

Damals studierte ich an der Kunstakademie Lettlands. Als Präsident des studentischen Wissenschaftsvereins war ich für die Herausgabe einer Wandzeitung verantwortlich. Ich konzentrierte mich dabei auf die Geschichte der Moderne, die entsprechend der geltenden Dogmen weder zum Programm unserer Ausbildung, noch zum allgemeinen Kanon gehörte. Der sozialistische Realismus galt damals als die einzig gültige Kunstform. Den größten Teil der Informationen über die Kunst des Westens bezogen wir von Kunstzeitschriften der sozialistischen Bruderstaaten, deren Kulturpolitik nicht so steinern wie die der Sowjetunion war. Diese Zeitschriften konnte man frei abonnieren, denn die Staatsmacht glaubte nicht an eine Bedrohung des Regimes und seiner Ideologie durch einen so kleinen Kreis von Interessen. Aus der Tschechoslowakei erhielt ich regelmäßig Ausgaben von Zeitschriften wie *Tvar*, *Vitvarne Prace* oder *Vitvarne Umeni*. Sie ersetzten das fehlende Material über die westliche Kunstwelt. Vieles davon übernahm ich auch in meine Wandzeitung.

Bezogen auf den Prager Frühling geschah im Kontext der Wandzeitung folgende Episode. Unter den vielen Presseausgaben an den Kiosken wurde auch das in russischer Sprache erschienene Magazin der Tschechoslowakischen Berufsgenossenschaft angeboten. Dieses hätte mich unter anderen Umständen nie interessiert. Doch unter dem aktuellen Eindruck des Prager Frühlings schaute ich auch in dieses Magazin. Das lohnte, denn dort war das

Manifest der Prager Reformatoren veröffentlicht worden! Unglaublich, wenn man die offizielle, stets negative sowjetische Position bedenkt. Dieses Manifest übersetzte ich ins Lettische und integrierte es im Frühling 1968 in meine Wandzeitung. Mein Risiko war minimal, denn ich hatte ja eine legale, zensierte, im sowjetischen Kiosk offiziell erworbene Quelle verwendet, die völlig unerwartet durch die Filter des Regimes geschlüpft war. Gott sei Dank erfuhr ich als Antwort darauf keine direkten Repressalien. Die Administration stellte die Herausgabe dieser Zeitung danach allerdings komplett ein. Die letzte Ausgabe blieb noch einen Monat für die Studenten zugänglich.

Doch das Schlimmste geschah im August: Die Okkupation der Tschechoslowakei durch die Sowjetunion und ihre Satellitenstaaten, die Niederschlagung des Prager Frühlings. Das war ein totaler Schock für alle. Die Nachrichten von sowjetischen Panzern und der Armee in der Tschechoslowakei verbreiteten sich schnell. Am 21. August sollte ich eine gerade fertiggestellte Wandzeichnung in einer Rigaer Schule präsentieren. Nach der Abnahme der Arbeit war dort ein Eröffnungsfest geplant. Doch alle Teilnehmer machten betrübt Gesichter und waren in schwarze Gedanken vertieft. Nichts sprach für einen fröhlichen Anlass. Klar war nur, dass alle nur ein Gedanke bewegte: Was geschieht in der Tschechoslowakei? Wie können wir unsere Solidarität kundtun? Als die Leiterin der Schule die bedrohliche Stimmung bemerkte, ermahnte sie uns zu Beginn der Veranstaltung, mit keinem Wort das Thema Tschechoslowakei anzusprechen. Unter diesen Umständen könne die Reaktion des Regimes besonders drakonisch ausfallen und sie wolle keinen ihrer Lehrerkollegen verlieren. So tranken alle stillschweigend und betrübt Kaffee, jemand versuchte, über die Bedeutung der Kunst in der Bildung zu sprechen und allmählich leerte sich der Saal. Auch ich ging, gesenkten Hauptes, nach Hause. Dort angekommen, stürmte ich zu meinem Kofferradio. Lediglich von täglichen Pflichten unterbrochen, verbrachte ich die nächsten Wochen in seiner Nähe. Stress und Schlaflosigkeit hinterließen Spuren. Ich bekam einen ziemlich schweren, allergischen Hautausschlag. Der Arzt fragte verwundert: Junger Mann, was haben Sie denn für Stress? Zuerst müssen wir die Ursachen bekämpfen... Doch konnte ich mit ihm ganz ehrlich über die Ursachen sprechen? Natürlich nicht. Nach einiger Zeit besserte sich mein Gesundheitszustand, doch der Schmerz um die Tschechoslowakei belastete mich weiter.

Im Glauben, dass wie im Spanischen Bürgerkrieg wieder Internationale Brigaden gebildet würden, hatte sich mein Vater 1939 nach der Besetzung der

Tschechoslowakei durch das Dritte Reich, in der tschechoslowakischen Botschaft in Riga als Kämpfer gegen den Nationalsozialismus gemeldet. Doch die Botschaft dankte nur höflich und sagte, dass dieses Mal kein Kampf gegen höhere Gewalt vorgesehen sei. Verärgert meinte er, für solche Pläne gäbe es im Jahr 1968 in Riga nicht mal mehr eine Tschechoslowakische Botschaft.

In den 70er Jahren begann ich an einer Kunstschule zu arbeiten. Wir entwickelten wunderbare Beziehungen zu den Partnern in Prag. Daraus ergab sich im Zusammenhang mit Praktika ein jährlicher Studentenaustausch. Ich schloss private Freundschaften mit mehreren tschechischen und slowakischen Künstlern. Einer meiner tschechischen Bekannten wohnte in Bratislava und ich besuchte ihn von Zeit zu Zeit. Im Sommer 1970 verbrachte ich mehrere Nächte in seinem Fotolabor und belichtete mehrere Filme mit Material aus der tschechoslowakischen Presse - Texte, Fotos, Karikaturen gegen die sowjetischen Besatzer und vom Truppeneinmarsch... Die Einfuhr solchen Materials in die Sowjetunion galt als "antisowjetische Propaganda". Für ihre Herstellung und Verbreitung drohte sogar Gefängnis. Doch ich hatte Glück und wurde nicht erwischt. Heute bewahre ich diese enthüllenden Dokumente über den Freiheitskampf der Tschechen und Slowaken immer noch in meinem Archiv.

Meine tschechischen und slowakischen Freunde nahmen mich stets als jemanden wahr, der in Sachen Freiheitsbestrebungen keineswegs auf sowjetischer, sondern auf ihrer Seite stand. Das gab mir die Chance, hinter die Kulissen zu schauen. In Bratislava brachte man mich zu dem Haus, in dem Alexander Dubček wohnte. Dort konnte man allerdings nicht stehen bleiben, denn an diesem Ort patrouillierte ein Auto des Staatssicherheitsdienstes und registrierte allzu Neugierige. Und in Schwierigkeiten kommen, wollte niemand von uns.

Durch seine Selbstverbrennung war Jan Palach zur Symbolfigur des Widerstands geworden. Mitte der 70er Jahre arrangierten meine Prager Freunde eine Begegnung mit der Mutter von Jan Palach. Um sie nicht unnötig aufzuwühlen, blieb meine sowjetische Herkunft dabei unerwähnt. Sie nahm aber auch niemanden zur Kenntnis, saß da und blickte schweigend in die Ferne.

Übrigens hatte auch in Riga jemand mit Selbstverbrennung auf die Besatzung der Tschechoslowakei reagiert. Die Protesttat des begabten Mathematikstudenten Ilja (Elija) Rips darf nicht vergessen werden. Am 13. April 1969, vier Monate nach Jan Palachs Aktion, setzte sich Rips am

Freiheitsdenkmal in Riga in Flammen. In seinen Händen hielt er ein Plakat mit der Aufschrift "Ich protestiere gegen die Okkupation der Tschechoslowakei". Doch sich in der Nähe befindende Sicherheitskräfte griffen sofort ein und löschten das Feuer. Der Student wurde festgenommen und in eine psychiatrische Anstalt zwangseingewiesen. Dort verbrachte er zwei Jahre. 1972 durfte Rips mit seinen Eltern nach Israel emigrieren, wo er später zu einem bedeutenden Wissenschaftler wurde.

Diese Zeit ist nun Geschichte, doch der alte Schmerz erinnert immer noch an die Traumata der Brutalität. Wir waren damals so unterschiedlich und in so verschiedenen Situationen, doch der magische Geschmack der Freiheit scheint für uns alle für immer gleich zu bleiben.

Volker Koepp, Berlin

1990 rief mich Alexander Ziebell in Berlin an. Er sagte mir, dass er nur kurz in der Stadt sei und die Stasi-Akte zu unserer Studienzeit an der Babelsberger „Deutschen Hochschule für Filmkunst“ gelesen habe. Ich könne ja mal hingehen, er habe das Zeug in der Behörde für mich liegen lassen. Ich weiß nicht, wohin Ziebell dann wieder verschwand. Das letzte Mal hatte ich Sascha, so nannte er sich und wir ihn, 1970 gesehen. Dann wurde er bei „versuchter Republikflucht“ mit gefälschtem Pass und einem Einkaufsnetz mit Filmbüchsen (mit Filmhochschul-Aufklebern) am Flughafen Schönefeld verhaftet. Jedenfalls erzählte man sich das so im Babelsberger „Lindencafé“.

1967 hatten Sascha und ich beschlossen, in den Semesterferien einen Film über den Dichter Wladimir Majakowski zu drehen. Die Reise in Zügen nach Moskau und Sotschi. Und dann bis in das Geburtsdorf Majakowskis in Georgien. All die Gespräche während der langen Bahnfahrten über Stalin, das noch nahe Kriegsende und die eigene Haltung dem Leben gegenüber... Der Besuch bei Lilja Brik, dieser wunderbaren Frau der russischen Avantgarde und einstige Geliebte Majakowskis; sie erzählte nicht nur aus ihrer Jugend und vom Selbstmord Majakowskis, sie besorgte uns auch die Fahrkarten bis Georgien: wir hatten ja keinerlei Genehmigungen für unsere Fahrt und auch keine uns betreuende Institution ... wie staunten die Georgier als wir ohne russische Aufpasser in Tiflis auftauchten und sie uns sogleich einen Dolmetscher für ihre Landessprache zur Seite stellten. Zu Beginn des Jahres 1969 war der Film mit dem Titel „Sommergäste bei Majakowski“ dann fertig. „Ihr Nachkommen, / verehrte Genossen Enkel / euer dreißigstes Jahrhundert wird all das überwinden, was die Herzen zermürbt. / Dann werden wir unter Sternen finden / eine Liebe die niemals stirbt.“ Mit diesen Gedichtzeilen Majakowskis, Manfred Krug sprach sie für uns, endet der Film. Wir lebten noch im zwanzigsten. „Noch ist diese Welt vom Lumpenpack verhandelt ...“

Natürlich wussten wir nicht, dass seit dem Frühjahr 1968 längst ein Operativ-Vorgang der Staatssicherheit zu unserer „feindlich-negativen Gruppierung“ an der Filmhochschule unter dem Decknamen „Widersacher“ existierte. Wir freuten uns über den Prager Frühling und trafen uns dort mit Studenten der Prager Filmhochschule im Café Slavia an der Moldau. Der Sozialismus mit „menschlichem Antlitz“ war das große Thema und dazu das wunderbare Bier. Auf der Rückfahrt aus Prag wurde ich an der Grenzstation Bad Schandau schon einmal aus dem Zug geholt und ein

paar Stunden vernommen. Überhaupt diese Zeit. Das Filmfestival in Krakau 1968. Da trafen wir auch Filmstudenten aus Łódź. Und die Begegnung mit Jerzy Bossak, dem großen alten Mann des polnischen Films!

Als wir zusammen eines Nachts eine Bar betraten, wurde er von polnischen Landsleuten als Jude beschimpft. 1968 verließ auch meine Freundin Janka Katz ihre Heimatstadt Kraków in Richtung Belgien. Man hatte ihr einen Davidsstern in die Wohnungstür gekratzt. Für den unerlaubten Aufenthalt beim Krakauer Festival gab es in Babelsberg eine strenge Rüge.

Bald war das Jahr vorbei. Thomas Brasch landete im Knast. Ein Spielfilmexposé, das er für mich geschrieben hatte, durfte ich nicht mehr realisieren. Ich sollte mich, wie es so schön hieß, „in der Produktion bewähren“. Als ich darauf hinwies, dass ich nach dem Abitur Schlosser gelernt und als solcher auch gearbeitet hatte, wurde die Bewährung in eine Art Strafarbeit umgewandelt: ich sollte einen Dokumentarfilm über die „herrschende Klasse“, also über Arbeiter machen. Der würde dann, zusammen mit „Sommergäste bei Majakowski“, als praktische Diplomarbeit gelten. Die theoretische schrieb ich dann noch über „Poetische Strukturen im Spielfilm“ (Iwans Kindheit) und musste sogleich meine Studienzeit beenden.

Sascha Ziebell und ich fanden uns dann noch einmal bei einer Filmarbeit zusammen. Auf der Suche nach einer Arbeit hatte uns Karl Gass 1969 angeboten, an einem Episodenfilm zum 20. Jahrestag der DDR mitzuarbeiten. Ich drehte mit Stahlarbeitern in Freital, dort hatte ich manchmal nachts während meiner Studenzeit in Dresden Geld verdient.

Als der Film 1970 fertig war, schrieb der zuständige Major einen „Sachstandsbericht zum OV Widersacher“: *Durch die Tatsache, daß die Gruppe Gass des DEFA-Kurzfilmstudios ein Konzentrationspunkt negativer und feindlicher Kräfte ist und ein Teil der ehemaligen Gruppierung um Thomas Brasch, Alexander Ziebell und Volker Koepp, dort eine Tätigkeit aufgenommen haben, besteht der Verdacht auf die zielgerichtete Schaffung eines feindlichen Zentrums... In der Weiterbearbeitung des Vorganges ist von Ziebell, Alexander und Koepp, Volker auszugehen. Sie haben sich lediglich konspiriert und ihre feindliche Einstellung zur sozialistischen Entwicklung nicht aufgegeben.*

Zu meinen runden Geburtstagen zeige ich gern die „Sommergäste“. Und erinnere mich lachend und traurig an Sascha Ziebell.

Rainer Hageni, Kleinvoigtsberg/Sachsen

Lieber Bernd Lange,

seit Jahrzehnten haben wir nichts mehr voneinander gehört. Lebst Du noch? Ich schreibe Dir, weil mich fünfzig Jahre nach den 68er Ereignissen die Frage bewegt, gab es in der DDR 68er?

1978 durfte ich als DDR-Bürger bereits vor Erreichung des Rentenalters meinen kranken Vater in Westdeutschland besuchen. Obwohl die Volkspolizeibeamtin bei der Ausreichung des Passes mich darauf hinwies, daß das Visum nur für die BRD gültig sei, flog ich direkt nach meiner Ankunft im Westen von Frankfurt nach Westberlin. Ich vermutete damals, daß diese Westreisemöglichkeit eine einmalige Sache sei und sich nie wiederhole. In Westberlin besuchte ich meinen Freund Neidhard. Neidhard durfte nie wieder die DDR betreten. Er hatte diesen Staat betrogen. Um nach dem Westen zu gelangen, heiratete er pro forma eine westdeutsche Jugendfreundin.

Neidhart organisierte am Abend nach meiner Westberliner Ankunft eine Begegnungsrunde von ehemaligen Studenten aus Leipzig, die nun in Westberlin lebten. Kannst Du dich daran erinnern? Da ich durch die Reise ziemliche Kreislaufprobleme hatte, empfahl Ihr mir einen Joint. Der DDR - Bürger blieb sich treu und lehnte dankend ab.

Wir kannten uns vom Leipziger Missionshaus. Dort studierten wir Theologie und lernten Pfarrer, da uns andere Bildungsmöglichkeiten in der DDR nicht offen standen. So waren wir eine Schar von Nichtangepassten. Es gab unter uns solche, die nie in der FDJ oder bei der NVA waren, keine Jugendweihe hatten oder anstelle der Oberschule ein kirchliches Proseminar besuchten. Dessen Abschluß erkannte der Staat nicht an. Du trugst zu dieser Zeit lange Haare, einen wilden zerfaserten Backenbart und Schlaghosen. An den Protesten gegen die Sprengung der Unikirche hast Du dich natürlich beteiligt und mußttest dafür zur Strafe einen Volkshochschulkurs zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung mit uns anderen Protestlern besuchen. Der Kurs fand einmal wöchentlich in einer sogenannten Hilfsschule statt. Bei der Urteilsverkündung meinte unser Rektor Dr. Krügel, er sitze zwischen der APO (da meinte er die Leute mit langen Haaren und Schlaghosen) und den Staatsorganen. Nach 1990 wurde bekannt, daß Krügel ein hochkarätiger IM war.

Als dann 1968 der Prager Frühling auch bei uns die ersten kleinen Blüten zeigte, habe ich Dich bewundert. Du heiratest eine Pragerin in Leipzig, ohne das dem Rektorat des Missionshauses anzuzeigen. Ja, ohne

seelsorgerliches und polizeiliches Führungszeugnis und ohne schriftliche Genehmigung Deiner und der Brauteltern. Daß Ihr beide von der Standesbeamtin im Leipziger Rathaus keine Rede und keine Schallplattenmusik wolltet, ehrt Euch. Es war ja eine reine Zweckehe. Du zogst dann nach Prag und studierst dort weiter evangelische Theologie. Mit meiner Freundin wollten wir Dich dort besuchen. Doch dann kam der schreckliche 21. August 68. Wir wollten von unserem Heimatdorf zu Euch nach Prag trampeln. Als wir losgingen und verabschiedeten, meinte Monis Onkel Rudi, wißt ihr nicht, daß diese Nacht der Russe in Prag einmarschiert ist? Ihr könnt unmöglich dort hin. Er hatte recht. Die Straßen waren voller sowjetischer Panzer.

1970 besuchten wir Dich dann in Prag. Du warst immer noch dort und mit der Tschechin verheiratet. Deine Schwiegereltern machten einen unglücklichen Eindruck über Deine Situation als illegaler DDR-Bürger in Prag.

Wie bist Du eigentlich von dort nach Westberlin gekommen? Gab es in der DDR 68er? Bist Du auch Pfarrer geworden? Lebst Du noch mit der Pragerin zusammen?

Besucht uns mal, wenn Ihr noch lebt. Du erreichst mich über das Kino Krokodil in Berlin.

Herzlichst

Dein alter Kumpel vom Mi - Haus in Leipzig.

Ekkehard Maaß, Berlin

Ilona aus Ungarn im August 1968

Im August 1968 war bei uns im Pfarrhaus ein ungarisches Mädchen zu Gast. Sie hieß Ilona und war 14 Jahre alt. Als in den Nachrichten vom Einmarsch der sowjetischen Armee und der sozialistischen Bruderländer in Prag berichtet wurde, fing Ilona an zu weinen, denn Prag war für die Durchfahrt aller Züge gesperrt und einen anderen Rückweg nach Ungarn gab es für sie nicht!

Um sie zu beruhigen, liefen wir aus dem Hof in die Felder, die hinter dem Dorf anstiegen. Wir waren barfuß und fühlten den warmen, staubig-lehmigen Boden zwischen den Zehen. Von oben hatten wir einen weiten Blick auf den Naumburger Dom, die Burgruine der Schönburg und das Saaletal, durch das am Horizont die Güterzüge donnerten. Doch auf einmal, ziemlich schnell, färbte sich der Himmel überm dunklen Wald blutrot, Wetterleuchten zuckten wie Blitz und Feuer. Wir hatten das so noch nie erlebt und wussten dafür keine Erklärung! War das eine Naturkatastrophe oder explodierten die Leunawerke? Es war gespenstisch, in Prag war Krieg und er war schon ganz nah, schon über Bitterfeld. Wohin sollten wir fliehen? Der frische Abendwind zauste an Ilonas Kleid, uns wurde kühl. Wann würde sie ihre Eltern wiedersehen können?

Nach Tagen bangen Wartens konnte sie in einem Sammelbus in Umfahrung der Tschechoslowakei nach Ungarn zurückkehren.

Die tragische Niederschlagung des Prager Frühlings hatte einen netten Nebeneffekt. Weil die DDR-Führung auf keinen Fall wollte, dass ihre braven Bürger von den umstürzlerischen Ideen eines demokratischen Sozialismus angesteckt werden, blieb Prag auf lange Zeit für die Durchreise gesperrt, zumindest für individuell Reisende, die per Bahn, per Anhalter oder mit ihrem Plaste-Miniauto Trabant nach Rumänien oder Bulgarien reisen wollten. Andere Urlaubsländer gab es damals für uns nicht. Die Sowjetunion war abgeriegelt, dorthin konnten Ausländer nur in gut bewachten Touristengruppen gelangen! Damit die Bürger trotzdem reisen können, stellten die DDR-Behörden leichtfertig Durchreisevisa durch den südwestlichen Zipfel des Riesenlandes aus. Man konnte also, wenn man unbedingt wollte, über Polen und die Ukrainische Sowjetrepublik nach Rumänien und Bulgarien gelangen. Das lockte alle Abenteurer, Bergsteiger, Georgienfreunde, denen das Ländchen DDR zu eng war. Denn war man einmal drin im Bruderland, gab es kein

Halten mehr, per Anhalter ging es zum Bergsteigen in den Kaukasus, zu den Minaretten nach Mittelasien, an den Baikalsee in Sibirien und in die Mongolei, sozusagen unerkannt durch Freundesland*. Und wurde man doch mal kontrolliert, kam man aus der sozialistischen DDR, in die man zurückgeschickt werden konnte, um im nächsten Jahr erneut aufzubrechen und sich wenigstens im Osten die Freiheit zu nehmen, die einem im Westen versperrt war.

*Frank Böttcher, Cornelia Klauß (HG), Unerkannt durch Freundesland, Lukas Verlag 2011

Juhani Seppovaara, Berlin / Helsinki

Am letzten Tag meines Wehrdienstes im Frühsommer 1968 führte ich den Marsch an. Als sich mein Trupp der Kaserne näherte, steckte ich zu Ehren des gerade angebrochenen verrückten Pariser Frühlings Buschwindröschen in die Gewehrläufe.

Hallo Leben, hier bin ich!

Auf den Bannern der Pariser Demonstranten sprach mich der Satz *Wer mehr konsumiert, lebt weniger* besonders an. Mein Freund Tobias schrieb mir ironisch, dass es in Ostberlin nicht nötig sei, zu rebellieren, weil die neue Verfassung der DDR den Menschen ein freies und glückliches Leben garantierte.

Aus Prag schrieb mein Freund Milan im Herbst, dass er als Vorsitzende der Studentenschaft zurücktreten müsse. Auch die Studentenbrigade, die für die Kolchose das Heu zusammenreche, brauche er nicht mehr zu führen. Nun müsse ein anderer den Brigaden die Reste ihres Individualismus austreiben. Auch die anderen führenden Vertreter der Studentenschaft waren entlassen worden. Die Panzerketten hatten den von der Opposition ersehnten demokratischen Sozialismus zermalmt und puren Sozialismus übriggelassen. Im ganzen Land ging es chaotisch zu.

Milan wusste, dass die Finnen im Winterkrieg 1939/40 sowjetische Panzer mit Molotow-Cocktails zerstört hatten aber er wusste leider nicht, wie man solche macht. Später sagte er, er sei enttäuscht von der finnischen Regierung, die es nicht gewagt hatte, zur Okkupation der Tschechoslowakei Stellung zu nehmen.

Mit den finnischen Seepionieren hatte Milan lustigere Erfahrung gemacht. Sie hatten ihm beim internationalen Jugendlager in Rostock Letkiss beigebracht, den Beitrag Finnlands zur Tanzkunst der Welt. Einer der Finnen wurde aber im Lager verhaftet, weil er betrunken randalierte. Die Polizei fragte den Mann, wo er geboren sei. In der Sauna, antwortete er.

Sergej Gawrilow, Berlin

Sommer, Radio, Panzer

Im Oktober 1968 feierte ich den ersten runden Geburtstag meines Lebens – ich war endlich zehn. Der Sommer dieses Jahres brachte mir neues Wissen über meine Vorfahren und radikal neue musikalische Eindrücke. Ganz nebenbei wartete ich mit meinen Eltern auf die Abfahrt in die Tschechoslowakei.

Nachdem mein Vater die Militärakademie der Panzertruppen (Moskau) abgeschlossen hatte, nahm er eine Stelle als Militärvertreter in jener Tscheljabinsker Traktorenfabrik (TTF) an, in der seit August 1942 die legendären Panzer T-34 hergestellt worden waren. Der Krieg war längst vorbei, die Zeilen jenes populären Propagandalieds „Wir sind für den Frieden, aber unser Panzerzug steht auf dem Abstellgleis bereit“ sang man aber immer noch gern. Ganz nach dieser Maxime produzierte die Tscheljabinsker Fabrik neben widerstandsfähigen Traktoren, die selbst Dreck, Sümpfen, Sand und Frost standhielten, weiterhin auch militärische Panzerfahrzeuge. Solche Kombinate, die mit ihrer Produktion sowohl den Zivilbedarf als auch den Bedarf der Abstellgleise abdeckten, lagen über die ganze Sowjetunion und den Ostblock verstreut. Für die Gewährleistung einer stets wachsenden, qualitativ hochwertigen Arbeit brauchte die Rüstungsindustrie Militäringenieurere, wie meinen Vater. Sicher hätte man ihn nach dem Studium auch in irgendeine abgeschiedene Militäreinheit in die Einöde fernab der Zivilisation abkommandieren können. Doch sie schickten ihn in die 1.765 Km von Moskau entfernt liegende Hauptstadt des Süd-Ural. Bei der Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidern, Möbeln und anderen Friedenswaren unterschied sich Tscheljabinsk riesig von Moskau. Dennoch bot die Stadt eine eigenständige intellektuelle Szene, wodurch ein gewisses Kulturleben, manchmal sogar abseits der ideologischen Vorschriften, existierte.

In den militärischen Einheiten war unter den Offizieren eine Rotation des Personals üblich. Mit schlechten Leistungen verbannten sie dich irgendwann ans Ende der Welt. Als vorbildlicher Soldat landetest du trotzdem dort, aber mit höherem Dienstgrad, besserer Stellung und der Aussicht, später an einen wärmeren Ort wechseln zu können. Mein Vater war ein guter Offizier und tüchtiger Ingenieur (er hatte viele Rationalisierungsvorschläge zur Verbesserung der Produktion gepanzerter Fahrzeuge gemacht). Der Aufenthalt in Tscheljabinsk

entsprach wohl etwa einer Verbannung ans Ende der Welt, und so stellten sie ihm irgendwann in Aussicht, entsprechend des Rotationsprinzips in eine tschechoslowakische Fabrik zu wechseln. Ähnlich wie in der TTF, produzierte und wartete man dort tschechische und sowjetische Panzerfahrzeuge. Für die Ausreise musste man zunächst spezielle Formulare ausfüllen und zur Überprüfung an die zuständige Behörde, das KGB, einreichen.

Aus meinem Zimmer hörte ich die halblauten Stimmen meiner Eltern, die sich berieten, was sie in diese oder jene Spalte des Fragebogens schreiben sollten. Meine Mutter flüsterte plötzlich besonders aufgeregt: „Sag mal, soll ich etwa schreiben, dass mein Vater ein „Volksfeind“ war?“ Davon hörte ich zum ersten Mal im Leben und dachte an meinen Großvater, den ich nie gekannt hatte: „Wie war das möglich? War er etwa ein Feind? Ein Faschist? Ein Feind des ganzen Sowjetvolkes?“ Ich sparte mir den Versuch, der Frage nachzugehen, denn eine klare Antwort hätte ich sowieso nicht bekommen. Über in Ungnade gefallene Verwandte redete man zu der Zeit grundsätzlich nicht. Stammbäume sowjetischer Familien gingen auf diese Weise verloren, Familienlegenden und Fotografien lösten sich im Nichts auf. Erst später erfuhr ich, dass mein Großvater, noch vor dem Zweiten Weltkrieg, eine schriftliche Weigerung eingereicht hatte, seinen Dienst als Offizier auf den Solowezki-Inseln (Rotation!) anzutreten, wo sich einer der ersten Konzentrationslager für politische Gegner der Sowjetmacht befand. Die Verweigerung wurde einem aufrichtigen Bekenntnis zum Verrat der UdSSR und des Genossen Stalin gleichgesetzt, weshalb man meinen Großvater nun selbst zum politischen Gegner, zum Volksfeind erklärte. Als der Krieg begann, erstattete er mit der damals üblichen Formulierung Meldung: „Ich möchte meine Schuld gegenüber meiner Heimat mit meinem Blut tilgen.“ Aus dem Gefängnis versetzte man ihn daraufhin in ein Strafbataillon, von der Sorte, die ohne Rücksicht auf Verluste an die vorderste Frontlinie geschickt wurde. So kam Großvater in der Nähe von Smolensk ums Leben.

Während meine Eltern die Anträge ausfüllten, gelang mir auch einiges über meinen anderen, Gott sei Dank, noch lebenden Großvater, in Erfahrung zu bringen. Ich schnappte die Worte meines Vaters auf: „Wie werden sie wohl darauf reagieren, wenn sie seinen deutschen Nachnamen sehen?“ „Nicht schlecht! – dachte ich. – Ein Opa ist Feind des Volkes, der andere – Deutscher. Wer bin ich also?“ Ich kannte zwar den Namen «Гаудринг» (die russische Transkription von *Haudring*) aus Postkarten und Briefen, die wir von Opa und Oma bekamen, war aber nicht darauf gekommen, dass mein Großvater deutscher Herkunft sei. Sie erklärten mir, dass mein Vater seinen Namen in

Gawrilow ändern ließ, was der Mädchenname meiner Großmutter ukrainisch-polnischer Abstammung war, bevor er zur Militärschule ging. Ein sowjetischer Offizier mit so offensichtlichen deutschen Wurzeln hätte niemals eine Chance auf Karriere gehabt. Meine Eltern zeigten mir sogar ein Foto meines damals noch jungen Großvaters in Junkeruniform am Vorabend der Oktoberrevolution 1917.

Bis zum Beginn der stalinistischen Säuberungen lebte Großvater in der Nähe von Moskau. Als die ersten Todeswagen, die „schwarze Raben“, aufkrenzten und begannen, nachts Menschen Richtung Lager oder direkt in den Tod zu befördern, zog er sich ins tiefste Innere der Sowjetunion zurück, ganz wie der Held eines späteren Liedes von Wladimir Wyssozkij: „Mein Freund ist ganz alleine losgefahren, / Ihm reicht es selbst, ihm reicht es selbst. / Kein Wärter schlägt ihn beim Transport, / Er reist freiwillig, er reist freiwillig.“ Die Welle der Massenrepressionen werde nicht sofort bis in die tiefste Provinz dringen, mutmaßte mein Großvater und schlug sich deshalb eigenständig fast bis zum Fluss Mordwa durch. Ihm passierte tatsächlich nichts!

Ein anderes Foto beeindruckte mich noch mehr als das „Junker“- Bild. Ich erfuhr, dass mein Vater noch während seines Studiums in Moskau in der staatlichen Lenin-Bibliothek der UdSSR sich eine Genehmigung ergattert hatte, das Portrait meines Ur-Urgroßvaters Ludwig-Hermann von Haudring, abzufotografieren. Das Foto stammte aus dem Album „Sewastopol – eine Sammlung von Porträts der Verteidiger Sewastopols aus den Jahren 1854-1855.“ Mein Urgroßvater, dessen Vorfahren aus Ostpreußen kamen, war Offizier des Russisches Kaiserreiches und bekleidete auf der Krim die gleiche Position wie Leo Tolstoi. Vielleicht hatte er den Schriftsteller sogar bei der Arbeit am „Sewastopol-Zyklus“ beobachtet! Das Wissen um den Stammbaum unserer Familie verdanke ich allein dem "tschechoslowakischen" Fragebogen meiner Eltern.

Zur selben Zeit – unsere Anträge wurden gerade bearbeitet – entdeckte ich wie im Rausch neue Musikwelten. Schenkte man den offiziellen Programmen zur Massenunterhaltung wie "Guten Morgen!" (Radio) und "Blaues Licht" (Fernsehen) Glauben, die einem an jeder Ecke mit optimistischen Liedern beschallten, war die sowjetische Estradenmusik die einzig aufrichtige und überhaupt denkbare Stilrichtung. Wenn aber der sommerliche Wind den Klang englischer Lieder aus den offenen Fenstern von „unverantwortlichen“ Bürgern in mein Zimmer wehte, fühlte sich mein Herz ganz anders angesprochen.

Zu dieser Zeit breitete sich, in Tscheljabinsk und anderen Städten der Sowjetunion, die Bewegung der

„Operateure“ aus. So nannten sich die Betreiber der illegalen Sender („Scharmaki“ / Leierkasten“) untereinander. Die Behörden taufte diese Draufgänger *Radio-Piraten*. Ihre Sendungen konnte man mit jeglichem herkömmlichen Gerät verfolgen und so begann ich, regelmäßig den Mittelwellenbereich meines Radioapparats zu durchstöbern.

Die „Operateure“, die mit lustigen Funkrufen auf Sendung gingen („Gauneropa“, „Friedhofsleiter“, „Spottdrossel“), beschenkten sich und alle unfreiwillige Zeugen mit ihren Lieblingsaufnahmen ausländischer und heimischer Herkunft (Jazz, frühsowjetischen Rock, Autoren- und selbstgesungene Hinterhoflieder). Es handelte sich, wenn man so will, um Radiosamizdat, oder um die ersten alternativen Radiosender der Sowjetunion. Wagemutig stellten sie sich den Staatssendern gegenüber, die ihren Hörern Rock ‘n Roll und echten Jazz versagten. Natürlich hatten die zuständigen Behörden die Aufgabe, „ideologische Saboteure“ zu fassen. Was sie auch fleißig taten. In der ganzen Stadt spürten Autos der Marke UAZ auf den Straßen mit Richtantennen Radio-Piraten nach. Die ganze „Operateursache“ wurde hin und wieder brutal unterdrückt, mit dem Vorwand, Störungen in Gesprächen zwischen Piloten und Fluglotsen beseitigen zu müssen. Zum Glück schaffte ich es davon zu profitieren, bevor der nächste Pogrom losging. Genau im Sommer 1968 stieß ich bei einem „Operateur“ auf die Beatles. Ich versuchte, den aufwühlenden, ersten Eindruck in meinem Übungsheft mit Hilfe einer Allegorie festzuhalten: „Stell dir vor, du befindest dich in den Klauen eiskalten Wetters und kannst wegen des hohen Schnees seit Tagen nicht dein Haus verlassen. Der Winter scheint die ganze Welt in Schach zu halten, Hoffnungslosigkeit macht sich breit. Doch plötzlich reißt eine unsichtbare Kraft die Fenster auf und ein warmer Wind strömt herein... und du bist gerettet.“

Ich malte mir aus, dass ich in meinem künftigen Leben in der Tschechoslowakei kopfüber in so eine Musikwelt eintauchen und ohne Ende Beatles und Rolling Stones genießen würde. Ich war voller Zuversicht, dass man dort freier lebe und dass diese Welt eine Menge Zauber für mich bereithalten würde. Aber am 21. August verkündete das offizielle Radio den Beginn der "brüderlichen Hilfe" für das tschechoslowakische Volk, den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes unter der Führung der sowjetischen Armee. Unsere Familie ging also nirgendwo mehr hin. Panzer gab es auf den Straßen von Prag dieses Sommers sowieso im Überfluss. Selbst nachdem die Lage sich allmählich beruhigt hatte, weigerte sich mein Vater in die

Tschechoslowakei zu ziehen. Wie sollten wir den Tschechen und Slowaken in die Augen schauen? Als Erinnerung an den gescheiterten Umzug, begann ich Tschechisch zu lernen. Außerdem wollte ich Artikel in der Zeitschrift *Melodie* lesen. Ich war fasziniert von Jazzmusikern wie Jiří Stevín, Rudolf Dašek und Lazo Deci. Die Tschechische Republik besuchte ich jedoch erst im Jahr 2012 und wanderte zu den Orten, von denen ich so viel gelesen hatte. Ausgerechnet an meinem Geburtstag zahlte ich in Prag so etwas wie eine Strafe für die „brüderliche Hilfe“ meines einstigen Heimatlandes: In der Nähe der Karlsbrücke zog man mir das Portemonnaie aus der Jackentasche. Mit der Polizistin, bei der ich Anzeige erstattete, konnte ich dann tschechisch sprechen. Das Papier bewahre ich bis heute als Souvenir eines Landes, das für mich beinahe zur zweiten Heimat geworden wäre.

Übrigens ist auch meine im Sommer 1968 aufgeblühte Begeisterung für das Radio nicht verfliegen. Den „Operateuren“ folgten andere „feindliche“ Stimmen. Zunächst war es „Voice of America“, dann kamen die russische BBC und die Deutsche Welle hinzu. Radio Svoboda konnte man zu Sowjetzeiten nicht regelmäßig empfangen – der Sender wurde mit besonderem Eifer gestört. Als ich nach Kiew umzog (Rotationsprinzip – statt CSSR hieß der neue Ort Kiew), wurde ich zum Fan des Dritten Programms des polnischen Radios. Und mit der Perestroika begann ich selbst, beim Rundfunk zu arbeiten.

In den frühen 1990er Jahren gab ich meinen Posten als Lehrer für Technische Informatik am Kiewer Polytechnischen Institut auf und wurde Musikredakteur beim Radiosender „Promin“, dem zweiten Kanal des ukrainischen Radios. Zusammen mit Gleichgesinnten ließen wir in der Sendung die Musik laufen, die zu Sowjetzeiten verboten war. Danach leitete ich eine Reihe von Autorenprogrammen beim kommerziellen Sender "Radio ROKS Ukraine", später stieg ich zum Programmdirektor auf. Ende 1995 gewann ich den zweiten Platz im DJ-Wettbewerb der unabhängigen ukrainischen Radiostationen. Der Preis überreichte mir Sewa Nowgorodzew persönlich, der während seiner Arbeit bei der russischen BBC-Nachrichtensendung solche Popularität erlangte, dass er dafür mit dem Orden des Britischen Empires ausgezeichnet wurde. Auch in Deutschland machte ich mehrere Musikprogramme für das Funkhaus Europa. Ohne den Sommer 68 wäre vielleicht alles anders gekommen...

Monika Hageni, Kleinvoigtsberg / Sachsen

Begrüßung von Freunden?

Eine Erinnerung an den 21. August 1968 verbunden mit einer Frage beschäftigt mich. An diesem Augusttag mitten in den Semesterferien wollte ich mit meinem Freund nach Prag trampeln. Der Koffer war gepackt, wir wollten gerade los und da erschien mein Onkel mit der Information „Die Russen sind einmarschiert, aus Eurer Fahrt wird nichts“. Die Enttäuschung und der Schrecken waren groß, aber eine Ersatzvariante schnell gefunden, denn mit einem befreundeten Pärchen sollte es mit ihrem Auto nach Thüringen gehen. Kurz vor der Autobahnauffahrt Siebenlehn nahe Freiberg in Sachsen streikte der alte Mercedes, also aussteigen, Auto abschleppen und mit dem Bus zurück nach Freiberg. Diese Busfahrt ist unvergesslich: vor und hinter uns Panzer der Roten Armee mit ausgefahrenen „Rohren“. Die Panzer rollten in Richtung Erzgebirge zur tschechischen Grenze und der Bus mittendrin. Die auf und ab wippenden Rohre, die wir von der Rückbank gut beobachten konnten und die fast auf uns zielten, flößten Angst ein. Doch diese Angst schienen nicht alle Leute zu spüren. Es war unfassbar und für uns nicht erklärlich, dass bei einer Ortsdurchfahrt am Straßenrand Frauen standen und den Soldaten zuwinkten. Warum winken Frauen, dem Alter nach konnten sie fast Großmütter sein und hatten auf jeden Fall den 2. Weltkrieg erlebt, einer sowjetischen Panzerkolonne zu, die in Richtung tschechischem Nachbarstaat fährt? Auf diese Frage finde ich bis heute keine Antwort.

Thomas Knauf, Berlin

Mein Summer of '68

Am 21. August 1968, als die Rote Armee in Prag einmarschierte, weilte ich in Warschau. Ein Jahr davor reiste ich sechzehnjährig zum ersten Mal durch Polen, mit einer Jugendtouristgruppe unter Aufsicht zweier wachsamer Reiseleiter. Diesmal jedoch wollte ich mich nicht an einer kurzen Leine durch dieses Land führen lassen, in dem die Jugend den westlichen Lebensstil der 60er Jahre mit Beatmusik, Hippiemode und Anti-Establishment offener lebte als in der DDR.

In den großen Schulferien von 1968 wohnte ich in dem internationalen Studentenhotel in Warschau, wo ich mit langen Haaren, buntbemalten Jeans und ParkaKutte unter Hippies aus San Francisco nicht als Ostdeutscher auffiel. Im Studentenclub ‚Hybrydy‘ spielten englische Bands, die ich nur aus dem BEAT-Club im Westfernsehen kannte – Procol Harum, The Kinks, Small Faces, Eric Burdon and The Animals. Im Filmklub ‚Stodola‘ sah ich in Anwesenheit von Michelangelo Antonioni *Blow-Up*, im Studio-Theater *The Cage* von Julian Beck mit dem Living Theatre und Jerzy Grotowskis *Apocalypsis cum Figuris*. Die meiste Zeit war ich *stoned* vom Marihuana und dem Hochgefühl der Freiheit, tun und lassen zu können, was mir gefällt. Diese Kleine Freiheit von Polen veränderte mein Leben grundlegend.

Zuhause konnte ich niemandem davon erzählen und wurde ein Einzelgänger mit langen Haaren, *Blue-Jeans*, *Flowerpower*-Hemd. Ärger war damit vorprogrammiert, doch ich hatte viel Glück. Ich durfte mein Abitur machen, musste nicht zur Armee, ging ans Theater, später zum DDR-Fernsehen und 1976 an die HFF in Babelsberg. Ein Regiestudium an der polnischen Filmhochschule in Łódź 1981 wurde mir verboten wegen des Kriegsrechts. Der Warschauer *Summer of '68* war mein Aha-Erlebnis in der Jugend. Bis zum Kriegsrecht 1981 fuhr ich mehrmals im Jahr dorthin, um das polnische Kino anzusehen, dass damals das besten der Welt war. Ich lernte die Filmregisseure Andrzej Wajda, Krzysztof Kiesłowski, Krzysztof Zanussi und sogar Roman Polanski kennen, der in Studio-Theater den *Amadeus* im gleichnamigen Stück von Peter Shaffer spielte. In Polen hörte ich 1968 erstmals den Song von Niemen *Dziwny jest ten świat* (*Seltsam ist diese Welt*) und dachte, wie recht der Musiker hat.

Dank meiner polnischen Großmutter verstand ich den Songtext, der später in den USA ein Hit wurde. 1972 gab der bedeutendste Musiker Polens ein Konzert im

Warschauer Kulturpalast. Ich fuhr von Halle/ Saale aus mit dem Zug hin, um die Aufführung des Albums *Enigmatic* zu erleben. Das Rock-Album ist noch heute das bekannteste der polnischen Musikgeschichte. Es wurde sogar im Radio der DDR öfters gespielt und landesweit gern gehört. Das Besondere an dem Album ist neben beeindruckenden Hammondorgel-Klängen eine außergewöhnliche Form: Titel Eins (17 min) ist als Rhapsodie ein Gedenken an den polnischen General Józef Bem (1794-1850), der 1812 am Russlandfeldzug teilnahm. Nach dem gescheiterten Warschauer Aufstand 1830 floh Józef Bem nach Paris und blieb dort bis zu seinem Tod. Czesław Niemen (bürgerlich Czesław Juliusz Wydrzycki) komponierte seine Rhapsodie als Zwischending zwischen Rock und Kirchenmusik und setzte es in das Zentrum seines Albums, so dass der Zuhörer sich in einen tief religiösen, mit Kerzen bereiteten Gottesdienst fühlt. *Enigmatic* ist eine deutliche Anspielung auf die bis 1989 anhaltende Unterdrückung der Polen durch die Sowjets und war seinerzeit hochpolitisch. Ein faszinierendes Werk!

1976 spielte Niemen in Ost-Berlin und 1984 in Ost-Berlin beim *Festival des politischen Liedes*. Einen Filmbericht, welcher über Niemens Auftritt von Konrad Weiß gedreht wurde, wurde von der SED verboten.

Niemen trat auch öfter im Westen auf und galt als lebende Legende der polnischen Rockmusik.

Anonym, Interview, Russland im Juli 2018

„... die Tschechoslowakei? - ... ich will es nicht gutheißen, wobei in dem Kontext... es ist wie Schnee unter dem Schuh, den es abzuschütteln gilt und ab in die „lichte Zukunft“... bis zum Kommunismus waren es nur noch 12 Jahre! Chruschtschow hatte doch gesagt, dass es spätestens 1980 so weit sein sollte...“

... und die mussten uns und sich Steine in den Weg legen! Hätten sie bloß ein wenig gewartet, vielleicht wären wir alle glücklich geworden! (lacht) ...

Was soll man jetzt auch an die Vergangenheit zurückdenken! Jetzt gelten alle Gedanken der Zukunft, der anderen Welt... was wird nach dem Tod? ... werde ich Bekannte wiedersehen? ... und überhaupt, mir kommt es so vor, als hätte ich gerade gestern die Bibel aufgeschlagen, und nun sind wir schon am Ende des Alphabets! ...

In Prag, bin ich am Ende nie gewesen.



HÖR-BAR IM FOYER

Rundfunkdokumente August-September 1968

"Aufruf von Radio Plzen (Radio Pilsen) in vier Sprachen ...";

"Rundfunkansprache des tschechoslowakischen Präsidenten Ludvik Svoboda";

"Radio Prag, deutschsprachiges Programm: Aufruf an die Soldaten der Deutschen Volksarmee";

"Radio Prag. 21. Aug. 22:00 Uhr Int. Programm"

"Sendung des DDR-Rundfunks zum Einmarsch von Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei";

"Gespräch mit Prof. Dr. Lothar Berthold zum Moskauer Kommuniqué";

"Waffen für oder gegen die Konterrevolution".

POST SCRIPTUM – Reaktionen auf die 1. Ausgabe

Monika Spiller, Überlingen

22. September 2018

Lieber Rainer Hageni,

erlauben Sie mir bitte diese Anrede – wir hatten/haben einen gemeinsamen Freund: **Bernd Lange**.



Meine Berliner Freundin Ingrid L. überraschte mich letzte Woche mit einem Material, das das Kino Krokodil zu seiner Filmreihe **Generation Cerny Petr – die 68er im Osten** herausgab und das auch Ihren Brief an Bernd enthielt. (s. Seite 15, *A.d.R.*) Es hat eine Lawine von Erinnerungen in mir ausgelöst... Oh ja, das gab es wohl – unser zentrales Mai-1968er-Ereignis in Leipzig waren die Proteste anlässlich der politisch begründeten, unsinnigen Sprengung der intakten Universitätskirche (den spärlich beleuchteten Hörsaal des kunsthistorischen Instituts im alten Uni-Bau am Augustusplatz erreichten wir halbes Dutzend Studenten der Kunstgeschichte, am alten Kreuzgang entlanggehend...). Ich erinnere mich, wie im Mai 1968 für uns schockierend, unsere kleinen Protest-Grüppchen vor der Hauptpost von bewaffneten Polizisten mit Hunden auseinandergetrieben wurden... Daraus, und ermutigt durch den Prager Frühling, entstand ein Geflecht von im Untergrund tätigen Gruppen, nicht wenige, darunter auch aus dem Freundeskreis, kamen ins Gefängnis und wurden später vom Westen freigekauft...

Ich begegnete Bernd um 1965/66, als ich zum Studium aus Dresden nach Leipzig kam. Wir fuhren mit dem gleichen O-Bus aus der Stadt in unsere Studentenzimmer bei alten knorrigen Witwen im Leipziger Osten. Er wohnte in einer Nachbarstraße, bei einer Frau G. in der Steinberger, an der Wand neben dem Fenster hatte er ein Nietzsche-Porträt.

Ich kannte schon früher aus Dresden-Hellerau einige Studenten am Missionshaus – Christoph und Bernd R.

Wir hatten bald einen großen gemeinsamen Freundeskreis, zu dem andere Studenten vom Missionshaus, die auch aus Dresden kamen und z.T. das Studium abbrechen wie Heiner D., Michael F.... trafen

uns regelmäßig zu gemeinsamem Gespräch und Essen, zu dem jeder mitbrachte, was in seinen Möglichkeiten (nicht selten am Monatsende die allseits eher unbeliebte Thüringer Rotwurst im Glas) lag. Es war eine anregende, durchaus heterogene Freundesgruppe, in der Bernd, Michael F. und ein ehemaliger Filmstudent (der Freund von Ingrid L.) und ich als „die Spinner“ angesehen waren. Ich bin die letzte Überlebende...

Ich lernte bald auch Bernds jüdische Freundin Helena K. kennen, die Pragerin, die Germanistik und Finnisch an der Karls Universität studierte, uns mit den jüngsten politischen und kulturellen Entwicklungen in Prag vertraut machte und die später Bernds Frau wurde. Ich erinnere mich noch, wie schwierig es war, ein „Ehetauglichkeitszeugnis“ musste irgendwie erlangt werden... Lange bewahrte ich die Heiratsanzeige der beiden – jetzt aber fand ich sie nicht mehr... ich glaube, sie heirateten 1970. 1971 und 1972 trafen wir uns noch einmal in Prag, da lebten die beiden schon nicht mehr zusammen – Bernd hatte eine bescheidene Unterkunft in der Altstadt – Hastalska 17. Bei dieser letzten Zusammenkunft besprachen wir die Möglichkeit der Flucht in den Westen – über Paul E., einen gemeinsamen Freund in Berlin kannten wir Warren aus Illinois, einen US-Amerikaner, der als Militärangehöriger dort stationiert war und es ermöglichte.

Wir trafen Bernd später noch 1x bei Freunden in Berlin – im Juni 1981 erreichte uns die Nachricht, dass Bernd beim Bergsteigen in der Fränkischen Schweiz verunglückt war und am 1.6. gestorben ist. Am 12.6. 1981 stand ich erschüttert an seinem Grab auf dem Hellerauer Friedhof in Dresden. (Sein Grab ist dort längst schon nicht mehr aufzufinden...) Einige seiner mir unbekanntem Freunde und Kollegen aus WestBerlin waren ebenso zum Begräbnis gekommen wie Dresdener Familienangehörige und wir zwei Freunde aus Leipzig, Heiner D. und ich.

Bernd hat in WestBerlin zuletzt wohl an einem Krankenhaus gearbeitet, Schwerkranke und Sterbende begleitet – ich weiss es nicht genau, denn es gelang mir nicht, Kontakt zu diesen Kollegen/Freunden aufzunehmen. Mit Helena M. in Prag, Bernds ehemaliger Frau, stehe ich noch in ganz loser Verbindung.

Ich lege Ihnen einige Fotokopien bei, sie entstanden beim letzten Besuch in Prag. Bernd war ein Seelenverwandter für mich – die verliert man nicht, wenn sie nicht mehr unter uns sind. Aber es schmerzt – sie fehlen einfach. Das zeigt auch Ihr Brief an Bernd aus dem Material des Kinos Krokodil, das mich auf wundersamem Weg über meine altvertraute Berliner Freundin Ingrid L. erreichte.

Ich grüße Sie recht herzlich.

Monika Spiller

Henning v. Gynz-Rekowski, Berlin

Eine Ferienwoche in Prag



Am 17. August 1968, einem Sonnabend, stiegen mein Freund Martin (links) und ich im Berliner Ostbahnhof in einen Zug nach Prag. In den letzten Monaten hatten wir viel von den Veränderungen im Nachbarland gehört. Jetzt waren Ferien und wir wollten uns selbst ein Bild davon machen.

Martin und ich waren zusammen zur Schule gegangen. Jetzt studierten wir, Martin in Halle und ich in Berlin. Von Kommilitonen hatten wir gehört, dass es nahe des Bahnhofs Praha střed (heute: Praha Masarykovo nádraží) in der Straße Opletalova ein Studentenwohnheim geben sollte, das in den Ferien als - heute würde man sagen - Hostel betrieben wurde. Dort wollten wir unterkommen. Das klappte auch.

Was wir in den folgenden Tagen unternommen haben, kann ich nicht mehr rekonstruieren. Auf jeden Fall begeisterte uns die gelöste Atmosphäre in der Stadt. Ganz ungewohnt sah man an Kinos große Plakate zum Beatles-Film „Yellow Submarine“. In den Zeitungskiosken wurden westliche Zeitungen und Zeitschriften angeboten, wovon wir auch Gebrauch machten - soweit unsere Reisekasse das zuließ...

In der Stadt hatte man den Eindruck, dass vorwiegend Ost- und Westdeutsche unterwegs waren. Auf den Straßen und Plätzen bildeten sich kleine Gruppen, die lebhaft über die Veränderungen in der Tschechoslowakei und das, was sie für die Verhältnisse in den beiden Deutschlands bedeuten

könnten, diskutierten.

Am 20. August geschah etwas Unerwartetes. Mitten in der Stadt hörten wir plötzlich jemand „Hallo“ rufen. Vor uns stand Uwe. Uwe war mit uns in dieselbe Klasse gegangen. Nun studierte in Leipzig. Wie sich herausstellte, war er in den Ferien mit Freunden nach Bulgarien oder Ungarn (genau weiß ich das nicht mehr) unterwegs gewesen. Auf der Rückfahrt wollten sie kurz in Prag Station machen. Auch sie waren neugierig auf die Ergebnisse des „Prager Frühlings“. Da sie noch keine Unterkunft hatten, boten Martin und ich ihnen an, ihre Sachen zu uns aufs Zimmer zu bringen. Irgendwie würden sie schon unterkommen können.

Leider passierte noch etwas Unvorhergesehenes. Martin gehört zu den Menschen, die an Heuschnupfen leiden. Dummerweise hatte er vergessen, seine Medikamente einzupacken. Aber er hatte dann gedacht: Irgendwie werde ich schon durchkommen. Doch sein Zustand wurde von Tag zu Tag schlimmer. Deshalb entschied er sich schweren Herzens vorzeitig nach Hause zu fahren. So brachten wir ihn am Abend zum Bahnhof und er fuhr los Richtung Heimat.

Als wir - Uwe, seine Freunde und ich - zurück ins Studentenwohnheim kamen, war in den Klubräumen im Keller schon Hochstimmung. Es ging laut und feuchtfröhlich her! Der Höhepunkt war die Verhohnepiepelung eines Moskauer Denkmals, das immer als Vorspann von Filmen der sowjetischen Filmgesellschaft „Mosfilm“ gezeigt wurde. Ein Mädchen und ein Junge kletterten auf einen Flügel, der im Keller stand, und posierten als lebendes Denkmal. Dazu grölten die Umstehenden die sowjetische Nationalhymne: „Mit Russland, dem großen, auf ewig verbündet / steht machtvoll der Volksrepubliken Bastion!“, usw. (Im Nachhinein mutet das bizarr an, als ob es eine höhere Eingebung gewesen wäre im Hinblick darauf, was in diesem Moment schon im Gang gewesen sein muss.) Irgendwann spät in der Nacht gingen wir schlafen...

Am nächsten Morgen weckte mich das Geräusch von Düsenflugzeugen. Eigentlich nichts besonderes, als Berliner war man das ja gewöhnt. Aber dann durchfuhr es mich: Du bist ja gar nicht in Berlin, sondern in Prag! Und hier liegt der Flughafen weit außerhalb der Stadt. Irgendetwas stimmt nicht!

Während ich noch grübelte, ging plötzlich die Tür auf und herein kam - Martin! „Die Russen sind einmarschiert!“ Am Abend war er zwar aus Prag losgefahren. Aber vor der Grenze in Děčín hatte der Zug gestoppt: „Endstation! Die Grenze ist dicht!“ Während die übrigen Reisenden sich ratlos fragten, wie es nun weitergehen sollte, hatte Martin entdeckt,

dass auf dem Nachbargleis ein Zug wartete, der zurück nach Prag fahren sollte. Kurzenschlossen war er in den eingestiegen. „Was soll ich hier in Ungewissheit warten? Dann bin ich doch lieber mittendrin in Prag!“ Und so war er zurückgekommen.

Was wir nun erlebten, kann ich zeitlich nicht mehr vollständig rekonstruieren. Natürlich verließen wir sofort unsere Unterkunft, um zu sehen, was ich der Stadt los war. Die Opletalova führt direkt zum oberen Ende des Wenzelsplatzes, dem Zentrum von Prag. Gleich hinter dem Studentenwohnheim liegt an der Straße ein kleiner Park. Dort waren die ersten Panzer abgestellt. Als wir auf dem Wenzelsplatz ankamen, stand schon eine riesige Menschenmenge und dazwischen viele Panzer. Die Luken waren geöffnet, Soldaten schauten heraus. Die Prager versuchten auf die Soldaten einzureden. Einige Menschen kletterten auch auf die Panzer hinauf, um direkt mit den Soldaten zu sprechen. Es war eine aufgeregte, aber nirgendwo aggressive Stimmung. Wenn es den Soldaten zu eng wurde, dann startete einer der Panzer und fuhr einmal im Kreis. Dabei pustete er etwa in Kopfhöhe den schwarzen Qualm aus den Auspuffrohren, was bedrohlich wirkte.

Wir hörten, dass es am Rundfunkgebäude Kämpfe gegeben haben sollte. So liefen wir in diese Richtung. Dort standen zusammengeschobene Fahrzeuge auf der Fahrbahn, die anscheinend von den Pragern als Barrikaden zum Schutz des Rundfunks auf die Straße gestellt worden waren. Auch ein ausgebrannter Panzer war zu sehen. Offensichtlich war er mit seinem Kanonenrohr an die Trolleybus-Oberleitung gekommen, hatte dadurch einen Kurzschluss verursacht und Feuer gefangen.

In der Nähe des Rundfunkgebäudes war die Stimmung aufgeheizt. Ich weiß nicht mehr, ob es dort war oder näher am Nationalmuseum: Plötzlich hörten wir Schüsse! Eine Panik entstand. Alles rannte los. Aber es war weder auszumachen, woher die Schüsse kamen, noch was sie anrichteten. Ich vermute, dass sie in die Luft angegeben worden waren.

Auch am Altstädter Ring standen Panzer. Auch hier wurde auf die Soldaten eingeredet. So wie wir von den Umstehenden erfuhren, wussten die Soldaten anscheinend nicht, wo sie wirklich waren und warum. Hier einige Vermutungen: „Wir sind bei einem Manöver in der westlichen Sowjetunion.“ „Es ist Krieg, wir sind in Westdeutschland!“

Aber auch in solchen Ausnahmesituationen meldet sich der Bauch. Wir waren den ganzen Vormittag auf den Beinen gewesen, vermutlich ohne Frühstück. So hatten wir irgendwann Hunger. Aber alle Geschäfte waren zu, ebenso die Gaststätten. (Dass in den

Nobelhotels der Betrieb wie gewohnt, wenn auch „etwas eingeschränkt“ weiterlief, wie Heinrich Böll berichtet: „nur vier Vorspeisen“¹, wussten wir nicht.) Was tun? Da erinnerten wir uns, dass in der Tschechoslowakei zu einem Mittagessen eine Vorsuppe gehört (zwingend!). Und wir wussten, dass in der Mensa des Wohnheims ein großer Suppentopf nebst Brotkorb zur Selbstbedienung stand. Vielleicht war dort noch etwas vom Vortag übriggeblieben. Und tatsächlich! Also holten wir Teller und Löffel und füllten uns die Teller viele Male, bis wir nicht mehr konnten. Denn wann wir wieder etwas zu essen bekommen würden, stand in den Sternen.

Doch das sollte viel früher als gedacht geschehen. Denn noch während wir die letzten Portionen Suppe in uns hineinlöffelten, wurde plötzlich das Fenster an der Essenausgabe hochgeschoben. Und eine Küchenfrau stellte für jeden von uns einen übervollen, dampfenden Teller mit Essen auf das Bord: „Užijte si jídlo!“ Man stelle sich unser Dilemma vor. An einem Tag, wo die Prager nicht wissen, wie es weitergeht, kümmert sich eine liebevolle Küchenfrau um ein paar hergelaufene Studenten. Und noch dazu: Es sind Deutsche, genauer: DDR-Bürger, und es geht das Gerücht, dass an der Invasion, die gerade stattfindet, auch DDR-Soldaten beteiligt seien. Man spricht davon, dass die in einem Park auf der anderen Seite der Moldau stehen würden. (Das war zwar nicht der Fall, aber das konnte zu diesem Zeitpunkt niemand wissen.) Also: eine Küchenfrau kümmerte sich um Landsleute der Feinde! Die einzige „Gegenleistung“, um die sie bat: „Erzählt zu Hause, was ihr hier gesehen habt!“

Die Essensspende hatte noch ein Nachspiel. Da wir ja schon „bis zum Geht-nicht-mehr“ Suppe und Brot gegessen hatten, waren wir mit den vollen Tellern der Küchenfrau überfordert. Aber ich sagte mir: Du musst durchhalten. Du kannst die Gastfreundschaft nicht enttäuschen. Du musst alles aufessen. Sonst ist die Frau enttäuscht. Und ich habe durchgehalten! Danach konnte ich allerdings nur gehen, wenn ich meine Arme schräg vom Körper weghielt. Jeder auch noch so kleine Zusatzdruck auf den Bauch wäre fatal gewesen. Nach dem Essen gingen wir wieder die Opletalova entlang Richtung Wenzelsplatz. Wie schon erwähnt, führte der Weg an dem kleinen Park mit den abgestellten Panzern vorbei. Während ich an den Ungetümen vorbeiging, spürte ich, dass der Druck im Magen immer stärker wurde – und dann brach der Damm! ... Und so kann ich sagen: Ich habe die Invasionstruppen in Prag angekotzt!

Neben der Nahrungsmittelversorgung trat noch ein

¹ Heinrich Böll, Der Panzer zielte auf Kafka. Heinrich Böll und der Prager Frühling. Kiepenheuer & Witsch 2018

zweites praktische Problem ins Bewusstsein: Wie kommen wir wieder nach Hause? Die Verbindungen ins Ausland waren ja unterbrochen!

Für solche Fälle gibt es die Botschaften. Die müssen sich um die Nöte ihrer Bürger kümmern. Ich weiß nicht mehr, ob wir noch am 21. dorthin gegangen sind oder erst am 22. August früh. Jedenfalls war es schon vor dem Gebäude voll und drinnen erst recht. Viele verunsicherte DDR-Bürger standen dort dicht gedrängt. Ein Botschaftsangestellter versuchte die Menge zu beruhigen. Aber: „Wenn Ihre Regierung so einen Mist verzapft“, dann müsse sie auch dafür geradestehen. So machte ein Mann neben mir lautstark seinem Unmut Luft. Nein, es war nicht seine Regierung. Mit der hatte er nichts am Hut.

An das, was genau in der DDR-Botschaft herauskam, erinnere ich mich nicht mehr. Ich weiß nur noch, dass eine Zugverbindung angekündigt wurde, die nach Dresden führen sollte. Sie bestand aus mehreren Etappen. Startbahnhof war Prag-Bubeneč, mehr als 4 km vom Wohnheim entfernt.

Am nächsten Tag gegen Mittag machten wir uns auf den Weg. Aber wohin? Verkehrsmittel fuhren nicht. Wir wussten nur, dass der Bahnhof irgendwo auf der anderen Seite der Moldau liegen sollte. So liefen wir erst einmal zur nächsten Moldau-Brücke. Und hielten dort an.

Offensichtlich müssen wir mit Rucksäcken und Taschen um uns herum einen ratlosen Eindruck gemacht haben. Denn ein Mann, der vorbeikam, hielt an und fragte uns, wohin wir denn wollten. Nachdem wir ihm irgendwie unser Ziel verständlich gemacht hatten, griff er sich wortlos den größten Koffer und bedeutete uns, ihm zu folgen. Er lief und lief und lief. (Es waren etwa 3 km.) Schließlich hielt er an und wies auf ein graues Gebäude: „Bubeneč“. Setzte den Koffer ab und ging zurück, ohne ein Dankeschön abzuwarten oder sich auch nur umzudrehen.

Im Zug war es ganz still. Er fuhr von Prag bis Děčín. Dort mussten wir aussteigen. Ich weiß nicht mehr, ob dann ein Bus kam oder wir die ganze Strecke laufen mussten. Auf jeden Fall ging es zu Fuß über die Grenze. Die Kontrolle war zum Glück nur oberflächlich. So konnten wir die Westzeitschriften und unsere Filme unbehelligt nach Hause bringen. Von Schmilka fuhr dann wieder die Bahn.

Die Reise nach Prag hatte noch ein Nachspiel in Berlin.

Das neue Studienjahr begann mit einer Versammlung der Seminargruppe. Uns wurde eine Resolution vorgelegt, in der wir den Einmarsch der Truppen des Warschauer Vertrages gutheißen sollten, weil dadurch eine Konterrevolution in der ČSSR verhindert worden

wäre. Als ich aufgefordert wurde, sagte ich, dass man so eine Unterschrift von mir nicht verlangen könnte. Ich hätte die Besetzung Prags selbst miterlebt und keine Spur einer Konterrevolution festgestellt. Erstaunlicherweise wurde das akzeptiert.

Zu dieser Zeit wohnte ich zusammen mit einem Kommilitonen in einer Wohnung – Hinterhof, ein Zimmer und Küche, das Klo in einem Treppenverschlag ein Stockwerk tiefer. Der Freund war Mitglied in der SED. Zu dieser Zeit ging es ihm nicht gut. Seine Verlobte hatte sich mit ihren Eltern überworfen. So war sie mit in unsere Miniwohnung gezogen. Gleichzeitig hatte er Probleme mit dem Studium. Es stand auf der Kippe, ob er wegen schlechter Leistungen exmatrikuliert werden würde. In dieser Situation machte man sich an ihn heran und setzte ihn unter Druck dafür zu sorgen, dass ich unterschreiben würde. Das tat ich dann auch.

Peter, Židlochovice

Die Zeit vor dem Einmarsch

Da man kein Tagebuch geführt hat, muss man heute, 50 Jahre nach den Ereignissen im Jahre 1968 vorsichtig sein, mit dem, was man glaubt, sich daran erinnern zu können. Viele Dinge sind nach der Wende 1989 aufgedeckt und interpretiert worden und sind nicht immer als eigene Erinnerungen zu werten.

Wir hatten 1967 gerade das Physikum in Berlin abgelegt.

Was wohl neu war zu dieser Zeit: Man konnte als DDR-Bürger endlich, wenn auch nicht ohne „*Papierkrant*“ ins befreundete Nachbarland ČSR reisen. Was wir drei Studienkollegen und Freunde, Sigi, Gerd und Peter sofort ausnutzten. Sigi's Eltern borgten uns den Trabi. Über Liberec nach Pardubice, über Brno bis nach České Budějovice weiter im Moldautal bis Prag. Auch Karlstein, was für die Tschechen ein wichtiger Meilenstein in der Geschichte ist, haben wir besucht. Wir haben mit Staunen beobachtet, wie ein Land plötzlich aufblüht, ohne dass die gesellschaftlichen Verhältnisse, mit denen wir in vielen Jahren konfrontiert worden waren, geändert wurden. Das ging damals wahrscheinlich nur, dass für Konsumation Schulden gemacht wurden, ohne dass die Arbeitsproduktivität erhöht wurde.

An einem Badensee habe ich damals Dana, meine spätere Gattin kennen gelernt. Über Ansichtskartenaustausch und spätere Besuche ist es letztendlich zu einer bis zum heutigen Tage andauernden Verbindung gekommen.

Aber nun zum Jahre 1968. Die freie Reisemöglichkeiten haben Sigi und ich auch im Jahre 1968 ausgenutzt und sind mit den Motorrädern wieder ins „*Land der unbegrenzten Möglichkeiten*“ gefahren. Die Bezeichnung deshalb, weil man plötzlich Dinge sah und zu kaufen bekam, die es in der DDR unmöglich zu beschaffen galt. Auf Autos musste man nicht eine halbe Lebensgeneration warten, es gab deutsch gedruckte Zeitungen und Taschenbücher, die wir natürlich versteckt über die Grenze „schmuggeln“ mussten. Tolle Schuhe habe ich mir gekauft. Das Beeindruckendste aber war die Begegnung mit Menschen auf dem Campingplatz Konopiště, die alle von der Entwicklung in der ČSR begeistert waren. In einer Kneipe unweit von Benešov, wo gerade der erste Autobahnabschnitt D1 von Prag nach Brno gebaut wurde, haben wir erlebt, wie die jungen Leute den „*Prager Frühling*“ genossen haben.

Eine holländische Familie war mit dem Campinganhänger auf dem Platz. Sie hatte sich in Prag mit der Familie Petrov getroffen. Petrov Klaviere aus Hradec Králové sind weltweit bekannt. Nach der Enteignung und Diskriminierung lebte die Familie in einer bescheidenen Wohnung in Prag. Die Fabrik zurückbekommen hat die Familie erst nach 1989.

Und wie ist die Sache ausgegangen? Frohen Mutes und in der Hoffnung, dass diese Entwicklung auch in der DDR kommen wird, sind wir wieder nach Hause, nach Dresden gefahren, ins „*Tal der Ahnungslosen*“. Zwei Wochen später war dieser Weg durch einmarschierende Truppen besetzt. Wir konnten es nicht glauben. Der Rückweg in eine andere Richtung wäre damals ohne Risiko und Probleme möglich gewesen. Dann hätte ich aber wahrscheinlich nicht diesen wunderbaren Beruf zu Ende studieren können und hätte auch nicht diese wunderbare Familie. Auch den wunderbaren Freundeskreis in der Freiburger Gegend, hätte ich nicht. Aber, dass dieses unmenschliche System über 20 Jahre das Sagen hatte, das hat niemand geglaubt.

Dana, Židlochovice

Die verpasste Hochzeit

Das Jahr 1968 war toll. Ich hatte ein Jahr bis zu dem Abitur, im Juli bin ich 18 geworden, also es lagen vor mir sorglose Ferien. Ich konnte wie im Jahr 1967 einen Teil der Ferien in Wien bei meiner Tante verbringen. Mit 18 konnte ich mich mit dem aufregenden Leben der Großstadt bekannt machen, hatte gute Begleiter gehabt, meinen Cousin und seine Freunde und meine Großneffen. Nach ein paar Wochen in Wien kehrte ich nach Hause zurück in der Hoffnung, bald nach Wien zurück zu kommen, weil mein Cousin am 23.8.1968 heiraten sollte. Meine Eltern und ich waren eingeladen.

Es war klar, dass ich mit meiner Mutter vorher zum besten Friseur nach Brünn fahren musste. Bestellt waren wir am 21.8.1968 vormittags. Die Situation am Morgen war ungewiss. Nachrichten über den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes kamen eigentlich nur im österreichischen Fernsehen. Wir wussten nicht genau, was wir machen sollten. Die Entscheidung fiel auf den Weg nach Brünn zum Friseur, so eine Hochzeit ist nicht jeden Tag. Ich kann mich an die Anwesenheit der Soldaten in Brünn erinnern. Die Fahrt nach Brünn führte über eine Brücke über den Fluss „Svratka“. Dort standen sie. Auf der Brücke stand eine Kanone, die Soldaten rundherum und andere Soldaten bewachten alle Richtungen der nahe liegenden Kreuzung. Soldaten waren auch am Bahnhof. Wir haben unseren Friseurbesuch absolviert und sind mit dem nächsten Bus schnell nach Hause gefahren.

Die Nachrichten im Laufe des Tages waren alarmierend. Das österreichische Fernsehen hat ununterbrochen die aktuellen Nachrichten gebracht und die waren immer schlimmer und schlimmer. Meine Eltern haben sich beraten und wir sind daraufhin zu Hause geblieben. Man wusste ja nicht, wie die Lage an der Grenze ist und ob man uns wieder zurücklässt.

In den folgenden Tagen haben wir viel vorm Fernseher verbracht und gewartet, wie die Sache ausgeht. Die Hochzeit verlief ohne uns. Als sich die Lage etwas beruhigt hat, kamen mein Cousin und zwei Großneffen zu Besuch nach Židlochovice, um zu schauen, wie es um uns steht. Nach einigen Stunden Besuch und Diskussionen sind sie noch am gleichen Tag nach Österreich abgereist. Sie wussten, dass wir nicht mitkommen werden, dass wir in Tschechien bleiben.

Kino Krokodil
Greifenhagener Str. 32
10437 Berlin
03044049298 ab 19 Uhr
kinokrokodil@email.de
www.kino-krokodil.de

